

Erinnerungsberichte von Betroffenen und von Angehörigen Betroffener

Bluschke, Eduard

geboren am 15. 03. 1920

Über das Schicksal ihres Mannes, Eduard Bluschke, berichtet seine Ehefrau, Frau Eleonore Bluschke, wohnhaft in Finsterwalde:

Mein Mann, von Beruf Bäcker, war als Soldat im zweiten Weltkrieg. Er erlebte den Vormarsch der deutschen Wehrmacht bis vor die Tore von Moskau. Hier wurde er schwer verwundet, kam wieder nach Deutschland, in ein Lazarett, wo ihm ein Bein amputiert werden mußte.

Auf einer Verwaltungsschule in Wien erhielt er anschließend eine Umschulung.

Danach wurden ihm zwei Arbeitsstellen angeboten, eine bei der BRABAG in Schwarzheide, eine als hauptamtlicher Mitarbeiter in der Finsterwalder HJ-Personalstelle.

Da Schwarzheide zu jener Zeit schon ständiges Ziel von Bombenangriffen war, entschied er sich für den etwas sichereren Arbeitsplatz bei der Finsterwalder HJ.

Die erste Verhaftung meines Mannes erfolgte im Juni 1945. Eine junge Frau aus Finsterwalde denunzierte ihn auf offener Straße gegenüber einem sowjetischen Offizier als großen Faschisten. Auf der Stelle wurde er verhaftet.

Mit Hilfe seiner Mutter, die perfekt Polnisch, auch Russisch, sprach, -sie war lange vor dem Krieg aus Polen zugewandert, mußte während der Nazizeit das "P" auf weißer Armbinde tragen- gelang es mit Flehen und guten Worten, den Verhafteten wieder freizubekommen.

Anschließend fand mein Mann Arbeit in der Telefonzentrale der Deutschen Reichsbahn. Alles schien wieder in guten Bahnen: Frieden, Arbeit, unser Kind wuchs heran.

Und dann kam der November 1945: Ein Hilfspolizist überbrachte die Aufforderung, mein Mann habe sich mit einer Decke und Wäsche in der NKWD-Stelle im Amtsgericht Finsterwalde einzufinden. Von hier erreichten mich mehrere Kassiber, auch ich konnte ihm, in Wäsche versteckt, etliche Lebenszeichen zukommen lassen. Ein Wachsoldat zeigte meinem Mann kurz seinen Jungen.

Nach einigen Tagen Aufenthalt im Amtsgericht wurden die Verhafteten durch die Stadt geführt, am Ortsausgang auf LKWs verladen und ins Zuchthaus Luckau gebracht. Mein Mann wurde wegen seiner Gehbehinderung mit einem Auto dorthin gebracht. Unter diesen Gefangenen waren u.a. auch H.-D. Lieftring aus Finsterwalde sowie ein Marquardt aus Bergheide. Alle Versuche meiner Schwiegermutter, den Sohn wie beim erstenmal wieder freizubekommen, waren ohne Erfolg.

Das erste Lebenszeichen von meinem Manne erhielt ich im Jahre 1948. Ein deutscher Kraftfahrer aus Mühlberg hatte vom Flughafen Finsterwalde für das Internierungslager Mühlberg Verpflegung abzuholen. Er hatte den Mut, mir Grüße zu überbringen und nahm auch von mir Nachricht über das Leben in unserer Familie mit. Etwas für meinen Mann mitzunehmen mußte er ablehnen. Das war ihm zu riskant, es hätte wohl kaum meinen Mann erreicht.

Diese für mich schwere Zeit voller Ungewißheiten überbrückte ich unter anderem damit, daß ich dem Rat einer Freundin folgte und mich kulturell in einer Laienspielgruppe betätigte.

1950 erfolgten viele Entlassungen aus Buchenwald. Ich war eine der vielen Finsterwalder Frauen, die täglich zum Bahnhof liefen, die täglich aufs neue enttäuscht wurden.

Es war eine nervenzermürende Situation, der ich nicht gewachsen war. Als ich das Warten auf dem Bahnhof schon aufgegeben hatte, stand mein Mann eines Tages vor der Tür, bekleidet mit einem Sommermantel, und das im kalten Januar 1950.

Nachdem sich mein Mann nach einigen Monaten einigermaßen erholt hatte, fand er Arbeit in der Tischfabrik als Betriebsbuchhalter. Auch seiner alten Leidenschaft zum Sport ging er wieder nach, aktiv im Kegeln, als Organisator von Sportveranstaltungen. Auch wurde er Mitglied der NDPD.

1953 verstarb mein Mann im Alter von 33 Jahren. Er erlag einem Schlaganfall, der höchstwahrscheinlich die Folge seiner Kriegsverletzung, seiner in Mühlberg durchlebten Drüsen-Tbc sowie aller Entbehrungen in der Zeit der Lager war.

den 06. 01. 1997

BÖTTCHER, Walter

geb. am 16.10.1929 in Finsterwalde

Walter Böttcher, heute wohnhaft in Bergen auf Rügen, formuliert seine Erinnerungen in folgender Weise:

ERINNERUNGEN

Wie vollständig ist das Bild der Vergangenheit ?

Manchmal gehen die Gedanken zurück, was war vor Jahren, woran erinnere ich mich, was ist im Gedächtnis geblieben, was wurde verdrängt, und was wurde in Gesprächen oder Berichten wieder deutlich?

Der I.Weltkrieg war vorbei, die Menschheit freute sich auf die Zeit ohne Faschismus und Krieg, ohne tägliche Todesnachrichten und ohne Fliegeralarm. Die Menschen sehnten sich nach Frieden.

Auch ich war froh, daß trotz aller voraussichtlichen Not und Entbehrungen dieser furchtbare Krieg ein Ende hatte.

Ich war fünfzehn, und die vorherigen fünf Jahre waren auch nicht spurlos an mir vorübergegangen.

Am 1. April 1944 hatte ich eine Lehre als Elektroinstallateur begonnen und war im Sommer 1945 froh, daß sich das Leben langsam normalisierte. Wir warteten auf den Vater, der am ersten Tag dieses furchtbaren Krieges Soldat werden mußte und von dem wir schon lange Zeit nichts mehr gehört hatten.

Es kam der 25. August 1945 - ein herrlicher Sommertag.

Ich war auf dem Weg von meinem Lehrbetrieb nach Hause, ungewaschen und im blauen Arbeitsanzug.

Plötzlich standen auf offener Straße - auf dem Markt - zwei Männer in blauen Uniformen mit weißer Armbinde vor mir und forderten mich zum Mitkommen auf.

Weglaufen hatte sicher keinen Zweck, und die beiden Männer sagten auch, daß ich gleich wieder nach Hause gehen könnte.

Meine Verhaftung hatten natürlich Straßenpassanten beobachtet und meiner Mutter darüber berichtet. Sie kam dann auch kurze Zeit später zu dem Gebäude, dem Amtsgericht Finsterwalde, in dem ich in einer Gefängniszelle gelandet war. Ich konnte meine Mutter nicht sehen, aber die Sachen, die sie mir brachte, bekam ich nach gründlicher Untersuchung ausgehändigt. Zu diesen Sachen gehörte auch eine dicke Decke, die mir dann von den Bewachern "wohlwollend" gegen eine leichtere, dünnere Decke "eingetauscht" wurde .

Aus dem "gleich wieder nach Hause" wurde offenbar nichts. Inzwischen waren Tage vergangen, und die Zelle füllte sich weiter.

Immer wieder fanden Verhöre statt, ich erinnere mich an zwei. Ein sowjetischer Offizier wollte mir immer wieder einreden, daß ich beim "Werwolf" gewesen sei und ich ein Protokoll unterschreiben solle.

Dieses Protokoll war, soweit ich mich heute noch erinnere, in kyrillischer Schrift geschrieben, und das sollte ich ungelesen unterschreiben. Sicher werde ich es getan haben, denn Angst hatte ich auch. Ich weiß es nicht mehr.

Nach einigen Tagen ging es dann zu Fuß, abseits der B 96, nach Luckau in das dortige Zuchthaus.

Ich konnte meine Mutter noch einmal sehen, sie stand am Straßenrand und winkte mir zu. Später sagte sie mir einmal, daß diese Begegnung rein zufällig war, sie war unterwegs, um Besorgungen zu machen. Dieses Bild, meine Mutter dort am Straßenrand, ist mir bis heute im Gedächtnis geblieben.

Ich weiß nicht mehr, wieviel Tage ich im Zuchthaus Luckau zubringen mußte, bevor es auf einen Transport -wenn ich mich noch recht erinnere- mit LKW nach Ketschendorf (Lager 7) ging.

Im Lager Ketschendorf - einer Werkssiedlung der Deutschen Kabelwerke - waren schon viele Jugendliche. Ich kam in eine Gruppe, die im Keller untergebracht war. Ein knapper Quadratmeter für jeden war Sitz- und Schlafplatz zugleich. Solange es hell war, konnten wir uns außerhalb des Kellers aufhalten, bei anbrechender Dunkelheit und zu einer bestimmten Zeit mußten wir in das Haus, in den Keller zurück.

Ich erinnere mich, daß jede Gruppe zweimal am Tag ein Kastenbrot von ca.1kg bekam. Die Aufteilung erfolgte unter genauer Beobachtung durch alle Gruppenmitglieder. Um die Gerechtigkeit zu wahren, mußte jeder mal zerteilen und bekam dann das letzte Stück. Jeder war mal als erster dran, das Stück Brot auszuwählen, es ging reihum.

Messer waren verboten, daher war das gebräuchlichste Instrument ein Stück Stahldraht, an jedem Ende mit einem Knebel versehen.

Außer Brot bekam jeder einen Liter Wassersuppe, manchmal waren auch ein paar Zwiebeln drin.

Ob wir den Winter im Keller auf dem Betonfußboden verbringen mußten, weiß ich auch nicht mehr. Woran ich mich erinnere, war ein sogenannter Kanonenofen, an dem wir manchmal das oft klitschige Brot trockneten.

Später zogen wir irgendwann in die erste Etage dieses Hauses und noch später in kleinere Häuser, die entlang der Lagerstraße standen.

Auf dieser Lagerstraße mußten sich die Häftlinge täglich zum Zählen aufstellen, immer fünf hintereinander. Oftmals dauerte die Zählung lange Zeit, weil sich der

Zähler erzählt hatte oder ein Häftling nicht mehr mit antreten konnte, weil gerade der Sensenmann bei ihm war.

Am 28. Februar 1947, einem eiskalten Wintertag mit sehr viel Schnee, mußten alle Häftlinge mit allem Gepäck auf der Lagerstraße antreten. Es ging dann durch tiefen Schnee zu einer Bahnstrecke, wo ein Zug aus Viehwagen stand. Wir mußten einsteigen - viele Häftlinge wurden in einen Waggon gepfercht - und ab ging es in unbekannte Richtung, es ging nach Neubrandenburg. Dort angekommen, wieder durch tiefen Schnee und bei eisiger Kälte in das Lager "Fünfeichen"(Lager 9).

Die Zeitung der Insel Rügen, "Der Rügäner", berichtete in ihrer Ausgabe vom 20. Dezember 1995 über den extremen Winter 1946/47:

"Der Februar brachte auf Rügen ein Monatsmittel von minus 7,7 Grad". "Am 24.2.47 waren es morgens 20,5 Kältegrade. . ." "Wenn bei diesen Temperaturen der Winter auf Rügen als ungewöhnlich streng bezeichnet werden mußte, so waren die Auswirkungen in anderen Gebieten Deutschlands noch weit unangenehmer. Dort wurden bereits Anfang Januar starke Schneefälle registriert, die auf der Insel erst am 22. Februar auftraten." "Am 19. Februar kam aus Berlin die Meldung über 89 in ihrer Wohnung erfroren aufgefundene Bürger."

Das Lager "Fünfeichen" war gegenüber dem Lager Ketschendorf eine Verbesserung für uns. Die Unterbringung in Baracken, die Arbeitsmöglichkeiten und auch die Verpflegung waren besser als im Lager Ketschendorf. Wer den Unterschied zwischen diesen beiden Lagern nicht persönlich erlebt hat, wird diese Aussage nur schwer verstehen können.

Wenn es auch fast täglich Grütze (Kälberzähne) oder an besonderen Tagen Nudeln mit Kartoffeln gab, so blieb doch diese Verpflegung länger im Magen und lief nicht gleich wieder unten heraus. Ich erinnere mich, daß es im Herbst auch mal zusätzlich gedünstete Steckrüben gab.

Bei meiner Entlassung wog ich, damals achtzehnjährig, 41 Kilogramm.

Natürlich drehten sich die Gedanken in erster Linie um das tägliche Überleben, aber auch darum, was wird nach der Inhaftierung sein. Werde ich die Freiheit erleben oder nicht? Werde ich gesund bleiben, und wie wird das Leben auf der anderen Seite des Stacheldrahtes sein?

Die Gedanken gingen zu Vater und Mutter. Werden sie gesund sein, oder was wird sich ereignet haben?

Diese Gedanken verstärkten sich mehr und mehr, zumal immer öfter über Entlassungen gesprochen wurde. Auch sollten schon einige Häftlinge entlassen worden sein.

Am 15. Juli 1948 wurde auch ich aufgerufen. - Am 15. August 1945 sagten zwei Polizisten zu mir, daß ich gleich wieder nach Hause gehen könnte. G l e i c h bedeutete also für mich eine Zeit von 35 Monaten. Am 18. Juli 1948 wurde ich aus dem Lager "Fünfeichen" entlassen.

Wieder kamen quälende Gedanken. Werden die Eltern noch leben? Was wird sein, wenn ich plötzlich vor der Tür stehe?

Heute, nach fast 50 Jahren, weiß ich nicht mehr, welche Gedanken mir noch durch den Kopf gingen.

Von Verwandten, zu denen ich erst einmal gegangen war, erfuhr ich, daß Mutter und Vater gesund sind. Durch diese Leute wurden dann meine Eltern auf mein Wiederkommen vorbereitet.

Nach ein paar Tagen kamen dann auch die Fragen nach der Zukunft. Gedanken über das im Lager Erlebte traten immer mehr in den Hintergrund, wurden immer mehr verdrängt.

Ich mußte meine 1944 begonnene Lehre beenden, mir eine berufliche Basis schaffen. Die Gedanken über die Zukunft wurden immer wichtiger, sie bestimmten immer mehr mein Handeln.

Die durch die Internierung verlorenen drei Jahre waren nicht wiederzubekommen, das war vergangen. Für mein Leben wurde die vor mir liegende Zeit bedeutsam.

Ob meine Entscheidungen immer richtig waren, sei dahingestellt.

Heute sind nur noch wenige Erinnerungen da. Dieses und jenes fällt mir mal immer wieder ein, ich kann aber nicht sagen, daß es mein Denken bestimmt.

Das Bild der Vergangenheit kann nie endgültig sein,
es ist immer unvollständig und individuell beeinflußt.

Walter Böttcher

BÖTTNER, Hans-Georg

geboren am 8.7.1929

Hans Böttner wurde am 2. November 1945 von deutschen Hilfspolizisten abgeholt. Einen Mantel und eine Decke sollte er mitnehmen. Mit einem PKW wurde er nach Sonnewalde gebracht.

Dort landete er in einem Keller des Schlosses und sah sich mit mehreren gleichaltrigen Mädchen und Jungen in den Fängen des NKWD.

Von Sonnewalde wurden die Jugendlichen bald auf "Panjewagen" nach Luckau in das dortige Zuchthaus gebracht. Rotarmisten als Kutscher, reichliche Bewachung durch MPi-Schützen.

In Luckau kam jeder in eine Einzelzelle, die Verhöre fanden nachts statt. Die Beschuldigung lautete wie üblich auf Werwolf-Zugehörigkeit.

Auch er wurde durch Prügel zur Unterschrift unter ein Protokoll gebracht, dessen Inhalt ihm teilweise übersetzt wurde, das aber bei weitem nicht seinen Aussagen entsprach. Protest war sinnlos.

Der Aufenthalt in der Einzelzelle war besonders schlimm, weil in der Nebenzelle sich ein Mädchen befand, das ständig von den NKWD-Soldaten vergewaltigt wurde. Die Schreie seien unglaublich gewesen.

Von Luckau ging es für einige Tage ins Gerichtsgefängnis nach Cottbus. Verhöre gab es hier kaum, jedoch habe man hier übel unter der Läuse- und Wanzenplage zu leiden gehabt.

Von Cottbus wurden H. Böttner und weitere Jugendliche nach Ketschendorf gebracht. Ketschendorf sei in jeder Beziehung das Schlimmste gewesen. Drei Monate hatte man auf blankem Fußboden zu schlafen. 22 cm Platz für den einzelnen. Stündlich weckte man sich zum Umdrehen und zum Austretengehen. Er selbst kam später in den Keller 8, Haus 2. Hier mußte man auf dem Zementfußboden schlafen. Nur wenige konnten etwas höher auf blanken Holzpritschen schlafen.

Schlimm war auch die Ernährung. Zwar gab es 600 Gramm Brot, alles andere, vor allem der "Blaue Heinrich", eine üble Wassersuppe mit nur wenigen Graupen, sei eine Zumutung gewesen. Entsprechend war auch schon zu dieser Zeit der Gesundheitszustand der Häftlinge. Die Auswirkungen der Verpflegung auf die

gesamte geistig-moralische Atmosphäre im Lager seien katastrophal gewesen. Wer seine "Kuhle" Brot nicht sofort aufaß, lief Gefahr, von den Mithäftlingen bestohlen zu werden. Alle Gespräche drehten sich nur noch um das Thema Essen. Die einfachsten Gerichte, die man von zu Hause kannte, beschrieb man sich gegenseitig als die hervorragendsten Delikatessen.

Unter dieser geistigen Leere litten fast alle. Nichts wurde von Seiten des NKWD dagegen unternommen. Nicht einmal Versuche politischer Beeinflussung gab es. Eine böse Erinnerung ist für H. Böttner, daß er sah, wie NKWD-Soldaten scharenweise in das Frauenlager einfielen, daß er auch hier die Schreie vergewaltigter Mädchen und Frauen hörte.

Die Mangelernährung hatte ihre Folgen auf den Gesundheitszustand der Häftlinge. So mußte H. Böttner für einige Zeit ins Lazarett.

Die Chancen, das Lazarett lebend zu verlassen, seien überaus gering gewesen.

Ein Leistendrüsenabzeß wurde von einem internierten Arzt, zwar unter Narkose, jedoch mit primitivstem Gerät geöffnet. Eine Ruhrerkrankung überlebte er nur, weil er den eisernen Willen aufbrachte, nicht von verschmutztem Wasser aus der Badewanne zu trinken. Einzige Mittel gegen die Ruhr waren Holzkohle und Röstbrot.

Ein Glücksfall war es, wenn man im Lazarett das Kochgeschirr des verstorbenen Mithäftlings ergattern konnte.

Etwa 40% der jugendlichen Häftlinge seien in dieser Zeit von einer schlimmen Krätze befallen gewesen. Der ganze Körper voller Eiterbeulen, wie ein Streußelkuchen.

Am 01.03.1947 kam H. Böttner auf einen Transport in das Lager Fünfeichen. Als hier für die Neuankömmlinge der Befehl kam, Stohsäcke zu empfangen und zu füllen, glaubten sie sich fast in einem Sanatorium. Die sanitären Verhältnisse, die Ernährung, die Bekleidung, alles war hier wesentlich besser. Die Häftlinge hatten das Gefühl, es sei überstanden.

Das Lager betrieb eine eigene Landwirtschaft, und so gab es tatsächlich manches an zusätzlicher Verpflegung. In einem Silo wurden Weißkraut, Rotkraut, Kohlrüben, Runkelrüben usw. eingelagert und siliert. Das war eine Ernährungsgrundlage, an die in Ketschendorf schon niemand mehr geglaubt hatte. Wenn es abends gebackene Kohlrübenscheiben gab, so hielt man das schon fast für Ananas. Auch eine "Kartoffelschlämpe", gekocht aus Kartoffelkraut, wurde als Zusatzverpflegung gegessen.

Wichtig für H. Böttner war, daß er sogar arbeiten durfte. In einer Werkstatt Nägel in Handarbeit schmieden, die requirierten Fahrräder der Wachmannschaften reparieren, das war immerhin eine Beschäftigung, für die es sogar ein bißchen zusätzliches Brot gab.

Am 19.07.1948 wurde Hans Böttner aus Fünfeichen nach Hause entlassen.

Zu den späteren Folgen dieser Internierungshaft zählt er z.B. die Tatsache, daß er jahrelang schlimme, angstvolle Träume durchlebte, in denen er immer wieder erneut seine Verhaftung erlebte. Die Angst habe so tief gesessen, daß er nur im engsten Familienkreis über die Internierungszeit gesprochen habe. Gegenüber Verwandten, Freunden und Kollegen habe er dazu kein Wort riskiert.

Unmittelbar nach der Entlassung habe er sehr lange gebraucht, um überhaupt wieder in einem zivilisierten Bett schlafen zu können.

Hans Böttner ist der Meinung, es sei einziger Sinn und Zweck der Internierungslager gewesen, vermeintliche Gegner des Regimes zu isolieren und dabei auch deren Tod in Kauf zu nehmen.

den 24.10.1996

CUNERT, Karl (jun.)
geboren am 16.04.1930

Karl Cunert war seit März 1944 auf der Lehrerbildungsanstalt in Brandenburg an der Havel. Wegen des Bombenangriffs auf Kirchhain im März 1945 wurde er zu den Eltern gerufen. Ein Teil seiner Mitschüler wurde danach bereits zu den Kämpfen um Berlin eingezogen. Die Eltern waren durch den Luftangriff geschädigt, und das Kriegsende war absehbar. Daher blieb der Sohn bei den Eltern und begann im väterlichen Handwerksbetrieb eine Schlosserlehre.

Am 15. Dezember wurde der 15jährige verhaftet. Nicht von sowjetischen Soldaten, sondern von deutschen Polizisten. Der Vater riet dem Sohn, der sich davonmachen wollte, mitzugehen, da doch nichts vorläge.

Zunächst ging es in die Villa Schöne, die damalige sowjetische Kommandantur. Hier gab es ein formales Verhör ohne irgendwelche Beschuldigungen.

Nach einer Nacht im Keller dieser Villa ging es am nächsten Tag ins Zuchthaus von Luckau. Hier gab es dann auch die übliche Beschuldigung: " Du Werwolf!" Die Mitgliedschaft zur HJ interessierte so gut wie gar nicht.

Einschüchterungen, auch Ohrfeigen, sollten ein Geständnis bewirken.

Anfang Januar 1946 wurde Karl Cunert mit anderen ins Gerichtsgefängnis von Cottbus, das ebenfalls allein in sowjetischer Hand war, überstellt.

Cottbus war nur eine Zwischenstation, Verhöre gab es hier nicht. Nach zwei Nächten ging es dann in das Lager Jamlitz.

Der Empfang der Jugendlichen in diesem Lager war für die jungen Menschen ein grausam-schockierender Höhepunkt. Ein deutscher Lagerleiter, selbst ein Internierter, ein ehemaliger Offizier, verkündete den Jugendlichen: "Hier seid ihr in einem KZ!" Entsprechend war auch sein weiteres Auftreten. Die Verantwortlichen vom NKWD ließen ihn und die Seinen gewähren. Diese Helfershelfer durften sich Schnaps brennen und sich ihre Dienstburschen halten.

Die Ernährung im Lager war zunächst noch nicht zum Verhungern. Rüben- oder Graupensuppe, aber immerhin 600 Gramm Brot am Tage gab es.

Besonders für die jungen Leute fehlte jegliche sinnvolle Betätigung, sie litten sehr unter dieser Verurteilung zum Nichtstun.

Da waren einfache Theater- und Operettenaufführungen für die Gefangenen und für das Wachpersonal eine willkommene Abwechslung. Inszeniert wurden diese Veranstaltungen von dem berühmten deutschen Schauspieler Gustaf Gründgens, welcher bereits als einer der ersten im Jahre 1946 entlassen wurde.

Besonders die hygienischen Bedingungen führten bei K.Cunert zu einer Typhuserkrankung, die er trotz fehlender wirklicher medizinischer Betreuung überwand.

Der Sommer 1946 brachte im Lager Gerüchte von Entlassungen. Im September kam für K. Cunert und fünf weitere Jugendliche der Befehl zum Sachenpacken. Wieder ging es ins Gerichtsgefängnis von Cottbus. Eine NKWD-Angehörige bestätigte den Jugendlichen, es sei nichts mit ihnen gewesen. Sie mußten unterschreiben, Stillschweigen zu bewahren, bekamen ein wenig Geld für die Heimreise. Von dem Angebot der Dame, bei Bedarf noch eine Nacht im Gefängnis schlafen zu dürfen, wollte keiner der Jugendlichen so recht Gebrauch machen. Da wählte man doch lieber den ungastlichen, zerstörten Cottbusser Bahnhof für die erste Nacht in Freiheit.

Mit 16 Jahren hatte K. Cunert wieder seine Freiheit. Er nimmt an, daß sich bei den Leuten vom NKWD doch die Einsicht von seiner Unschuld durchgesetzt hatte, weil vor allem Jüngere entlassen wurden.

Die Freude über seine Heimkehr war in der Familie mehr als getrübt, hatte doch das NKWD vier Tage zuvor in Kirchhain den Vater abgeholt.

Trotzdem konnte der Sohn im väterlichen Betrieb unter einem anderen Meister seine Schlosserlehre beenden. Er selbst leitete diesen Betrieb sogar noch bis Ende 1949. Die Familie gab dann den Betrieb wegen gar zu großer Materialschwierigkeiten auf.

Im Dezember 1949 begann K. Cunert seine Ausbildung am Cottbusser Lehrerbildungsinstitut.

Bei der Aufnahme dieser Ausbildung und in der weiteren beruflichen Entwicklung hatte die sowjetische Internierung keine negativen Folgen.

Bis zum Eintritt in den Ruhestand war Karl Cunert als Lehrer tätig.

den 02.10.1996

CUNERT, Karl (sen.)

geboren am 18.05.1902,

verstorben 1948 in sowjetischer Internierung in Buchenwald

Karl Cunert hatte während des Krieges für sich einen kleinen Schlossereibetrieb gegründet.

Man befaßte sich mit Reparaturen von Gerbereimaschinen und flickte für die Haushalte Kochtöpfe. Gegen Ende des Krieges war er mit einem Teil seiner Arbeitszeit in die FIMAG, damals ein Rüstungsbetrieb, dienstverpflichtet worden.

Kurz vor Kriegsende noch zur Wehrmacht eingezogen, erlebte er glücklicherweise keine Kampfhandlungen mehr, auch keine Gefangenschaft.

Der Sohn, Karl Cunert (jun.), berichtet, daß der Vater nie Mitglied der NSDAP war. Zur Arbeit nach Finsterwalde in die FIMAG habe er so manches Stück Brot mitgenommen, um es den dortigen Fremdarbeitern unter eigener Gefahr zukommen zu lassen.

Nach dem Kriege widmeten sich Vater und Sohn ihrem kleinen Familienbetrieb. Ende 1945 wurde der Sohn in sowjetische Internierung verschleppt. Einen Grund dafür erfuhr die Familie nie. Der Vater, 1946 sogar in die SED eingetreten - wahrscheinlich vor allem in der Hoffnung, etwas für den Sohn tun zu können,- wurde im September 1946 vom NKWD verhaftet. Das geschah genau vier Tage, bevor der Sohn aus sowjetischer Internierung heimkehrte.

Die Ehefrau von Karl Cunert (sen.) tat in der Folgezeit viel, um etwas für ihren Mann zu erreichen, um wenigstens etwas über den Verbleib des Mannes zu erfahren. So ließ sie sich von der örtlichen SED-Parteileitung schriftlich die Unschuld ihres Mannes bescheinigen und fuhr damit zu mehreren sowjetischen Stellen, unter anderem nach Potsdam. Die Antwort dort lautete lediglich: "Dein Mann Gestapo."

Die Familie ist bis heute der Meinung, daß dieser Verdacht nur auf Denunziation zurückgehen kann. War der Anlaß dafür vielleicht die schwarze Uniform, die K. Cunert 1941 als Leiter des Werkschutzes in der Kirchhainer Lederfabrik Holmigk getragen hatte? Oder hing es zusammen mit den vielen umgekommenen sowjetischen Kriegsgefangenen in der FIMAG, die dort tatsächlich unmenschlich behandelt worden waren?

Die Familie erhielt vom Vater einige Lebenszeichen aus der Internierung. Aus Jamlitz kamen über eine Kirchhainer Familie drei Kassiber. Ein Junge fand am Bahnhof Doberlug-Kirchhain ebenfalls einen Kassiber, den er der Ehefrau überbrachte. Diesen muß K. Cunert auf dem Transport nach Buchenwald bei seiner Heimatstadt aus dem Zug geworfen haben.

Erst viele Jahre später gab es von einem Mithäftling den glaubhaften Hinweis, der Vater sei im Internierungslager Buchenwald verstorben. 1995 wurde der Tod von Karl Cunert mit der Bestätigung durch das DRK für die Hinterbliebenen zur traurigen Gewißheit.

den 02.10.1996

Aus den Kassibern, welche die Familie von K. Cunert erhielt:

Karfreitag, 12.00 Uhr

Nachricht geben an

A. Cunert, Kirchhain, Goethestr. 21

Frohes Osterfest, Transport nach Westen,
unbekannt, Torgau, Belgern od. Elster Horst
od. Mühlberg. Gruß Karl

Nachricht und Grüße geben an

Frau Lessing Kittlitz

b. Lübbenau

Frau Buchmann Cahnsdorf

Gertrud Kaumann
b. Luckau
Berlin-Neu-Kölln

23.12.46 Liebe Anni!

Warte vergebens auf eine Nachricht. Hast Du meine Briefe nicht erhalten? Schicke Geld 150 in kleinen Scheinen, 5, 10, 20. Viel Hunger und ich muß mich für Euch erhalten. Wir sind Angehaltene, keine Verhafteten oder Verurteilten. Schickt Nachrichten, Zeitungsausschnitte über die Verfügungen. Wir hoffen, bald rauszukommen. Aber ich muß durchhalten. Setze Dich über Weihnachten mit Frau Sauerbier oder Weiland zusammen. Grüße an Günther Neumann, sollen Geld schicken, etwas für Überbringer mitgeben, Schnaps, Tabak oder Lebensmittel. Grüße an Dieter Schulze, Lynow b. Baruth. Vater ist gesund und kommt bald nach Hause. Herzliche Grüße an die Jungens und Mutter. Wenn ich nach Hause komme, beginnt ein neues Leben. Halte Du Dich, liebe Anni, gesund für mich und sei tapfer, ich komme wieder. Dein Karl.

DUBINKA, Otto
geboren am 06.09.1909

Hardy Dubinka, der Sohn von Otto Dubinka, wohnhaft in Tanneberg, berichtet:

Mein Vater war von Beruf Tischler. Seinen Beruf übte er bei einer Möbelfirma in Finsterwalde aus. Gemeinsam mit meiner Mutter betrieb er eine kleine Landwirtschaft, und so galt er im Dorf als "Rucksackproletarier".

Die Einberufung zur Wehrmacht erreichte ihn erst recht spät während des Krieges. Nach der Ausbildung in Frankfurt/Oder wurde er als kriegsuntauglich nach Hause entlassen.

Danach fand er Beschäftigung beim Werkschutz der FIMAG. Dieser Werkschutz trug eine Uniform, ähnlich wie die Wehrmacht. Die Wachmänner wurden sogar bewaffnet, weil es ihnen oblag, die Fremdarbeiter der FIMAG aus dem Lager Am Holländer zur Arbeit abzuholen und sie nach Feierabend wieder dorthin zu geleiten. Zu den Wochenenden brachte mein Vater des öfteren einen jungen Polen mit zu uns nach Hause, der sich bei uns auch recht wohl fühlte.

Ich bin sehr sicher, daß mein Vater keinem Fremdarbeiter etwas zuleide getan hat. Keiner von ihnen sah bei Kriegsende einen Grund, mit ihm eine Rechnung zu begleichen. Es lag einfach nicht im Wesen seines Charakters, andere Menschen, noch dazu machtlose und entrechtete, durch sinnlose Unmenschlichkeit noch mehr zu erniedrigen.

Mein Vater war stets bemüht, sich allem, was mit den Nazis und Politik zu tun hatte, fernzuhalten. Er war bewußt nicht in der NSDAP, nicht einmal in der Arbeitsfront. Lediglich im Gesangsverein unseres Dorfes war er Mitglied.

Bei Kriegsende war ich neun Jahre alt. Der Einzug der Roten Armee in unser Dorf erfolgte recht unspektakulär. Das war am 20. April 1945. Am 24. April zogen diese Truppen weiter nach Finsterwalde. Wir erfuhren dann bald, daß sie am Finsterwalder Wasserturm von aufgehetzten und fanatisierten Jungen der

Hitlerjugend, die noch den Krieg gewinnen wollten, ganz schwer unter Beschuß genommen wurden. Diese Wahnsinnstat forderte noch viele Opfer. Die getöteten Rotarmisten wurden am Wasserturm beigesetzt. Später wurde für sie das heutige Ehrenmal errichtet.

Alle hofften, der Krieg mit all seinen Folgen sei nun zu Ende, man könne wieder zu einem normalen Leben übergehen. Für meinen Vater und für unsere Familie aber kam es anders.

Im Oktober 1945 erhielt er eine Aufforderung, sich im Amtsgericht Finsterwalde zu melden. Gemeinsam mit meiner Mutter begleiteten wir ihn dorthin.

Für ihn hatte es auch nicht den Gedanken gegeben, sich dieser Vorladung zu entziehen, er hatte einfach kein schlechtes Gewissen. Er mußte dann im Finsterwalder Amtsgericht beim NKWD bleiben. Wir konnten ihm noch mehrmals etwas zu essen bringen, aber eines Tages war er nicht mehr dort. Eine Auskunft über seinen Verbleib gab es nicht.

Erst viel später erfuhren wir, daß er die üblichen Stationen Luckau, Cottbus, Jamlitz, Mühlberg und Buchenwald durchleiden mußte.

Im Frühjahr 1949 kam er dann wieder nach Hause, unglaublich abgemagert, nervlich ein Wrack.

Des öfteren versuchte er dann, über sein Leben in den Lagern zu erzählen. Die Erinnerung an widerfahrenes Unrecht, an vier Jahre Haft ohne Urteil, wirkte auch lange Jahre später noch so stark auf ihn, daß diese Versuche mit Verwirrung und Sprachlosigkeit endeten. Ganz wenige Brocken waren es, die wir von ihm erfuhren: Unvorstellbar belastend war für ihn das Leben ohne Arbeit in der Internierung. Auch wenn bei manchem Wachsoldaten manchmal der Gewehrkolben recht locker saß, Prügel war jedoch nicht das Übliche in den Lagern. Auch von Folter habe keine Rede sein können.

Weitaus schlimmer als die sowjetischen Wachsoldaten waren die Angehörigen der deutschen Lager selbstverwaltung. Mit deren unmenschlichem Verhalten konnte mein Vater bis zuletzt nicht fertig werden. Übel waren auch die Erinnerungen an die Mangelernährung und ihre Folgen, die er am eigenen Leibe miterlebt hatte. Keine 45 Kilo hatte er zeitweilig gewogen. Die Bäume in den Lagern hatten teilweise keine Rinde und keine Blätter mehr. So versuchten die Internierten, Hunger und Vitaminmangel zu begegnen.

Ein gab ein einziges Erlebnis, das ihm in diesen Jahren Freude bereitet hatte: Als gelernter Tischler durfte er am Bau der Requisiten für eine Theateraufführung in Buchenwald mitarbeiten.

Als mein Vater wieder zu Hause war und seiner geregelten Arbeit nachging, hatte es keinen Zweck, ihn zur Internierung zu befragen. Grund dafür war auch seine Überzeugung, Opfer einer gewissenlosen Denunziation gewesen zu sein. Es war die Rede von einem Dorfbewohner, den das NKWD freigelassen hatte, nachdem zehn andere verhaftet worden waren.

Nach seiner Entlassung aus der Internierung arbeitete mein Vater zunächst wieder in seinem Beruf, später in der LPG.

Zu Beginn der 70er Jahre waren wir überrascht, als der polnische Fremdarbeiter von damals vor unserer Tür stand. Mein Vater und er nahmen sich viel Zeit, durch die Gegend zu ziehen und Erinnerungen von damals aufzufrischen. In den folgenden Jahren gab es dann wiederholt Begegnungen zwischen unseren Familien hier bei uns in Tanneberg und in seiner polnischen Heimat.

Im Jahre 1984 verstarb mein Vater.

den 20. 06. 1997

Goltz, Willi

geb. am 11.11.1894, verstorben an den Folgen der Haft
in mehreren sowjetischen Internierungslagern am 8.12.1949

Willi Goltz war Landwirt in Lindena. Seine Tochter und sein Sohn, wohnhaft in Schönborn bzw. Lindena, berichten über das Schicksal ihres Vaters folgende Einzelheiten:

Im Juni 1945 wurde der Vater vom sowjetischen NKWD verhaftet. Niemand glaubte an tragische Folgen, war man doch von der Unschuld des Vaters überzeugt.

Dem Vater blieb der Leidensweg vieler Zeitgenossen nicht erspart. Lichterfeld Frankfurt/Oder, Jamlitz, Buchenwald - das waren seine Leidensstationen. Zweimal gelang es ihm, aus den Lagern seiner Familie ein Lebenszeichen zukommen zu lassen.

Später, nach der Haftentlassung, erfuhr die Familie Einzelheiten. Jamlitz sei die Hölle gewesen, unglaubliche hygienische Verhältnisse. Die Häftlinge versuchten dort, sich von Baumrinde zu ernähren. Gefangene warteten auf den Tod des Kameraden, um in den Besitz seiner Kleidung zu kommen.

Auch Buchenwald war durch Hunger und Elend gekennzeichnet. Als Häftlinge Weihnachten 1947 gemeinsam ein Weihnachtslied summten, wurde ihnen ihre karge Brotration zur Strafe von 200 auf 100 Gramm gekürzt. Die Ernährungslage war ohnehin katastrophal. Im Frühjahr und Sommer aß man sogar das Gras, das zwischen den Steinen wuchs. Wegen seines körperlichen Zustandes wurde Willi Goltz im Lager "Gandhi" genannt. Der Hunger forderte unglaublich viele Opfer. Wurden die Toten zunächst noch mit einfachen Karren zu den Massengräbern abtransportiert, so wurden später jeden Morgen Lastkraftwagen eingesetzt.

In Buchenwald gab es keine physische Mißhandlung, aber auch keine Gerichtsverhandlung. Hier erfuhr Willi Goltz endlich den Grund für seine Verhaftung: Mitgliedschaft in der NSDAP, Blockleiter, Weiterleitung von Parteibeiträgen an den Zellenleiter .

Als W. Goltz 1948 heimkehrte, war er einer der vier Überlebenden von 28 Schicksalsgefährten aus seiner näheren Umgebung.

Sohn und Tochter erinnern sich an Beispiele echter Menschlichkeit, von denen der Vater auf seinem Weg durch die Lager zu berichten wußte. In Lichterfeld z. B.

forderte sie ein sowjetischer Wachsoldat heimlich zur Flucht auf.. Die Häftlinge in ihrer Unschuldüberzeugung sahen dazu keinen Grund.

Ob Jamlitz oder Buchenwald- überall war es der moralische Beistand, den man sich gegenseitig gab, der anderen half zu überleben..

In dieser Zeit führte die Familie in Lindena den Kampf ums Überleben. Willi Goltzes Frau verstand es, den Kummer durch Arbeit zu verdrängen. Die Tochter machte sich mit dem Fahrrad auf den Weg nach Jamlitz, um dort etwas über ihren Vater zu erfahren, traf aber nur auf verängstigte Dorfbewohner.

Als Willi Goltz 1948, vom Tode gekennzeichnet, heimkehrte, war sein erster Wunsch, dem Pastor 100 DM für die Neuanschaffung der Lindenaer Kirchenglocken zu übergeben.

Tochter und Sohn erinnern sich noch genau seiner diesbezüglichen Worte: "Aus Dankbarkeit dafür, daß ich die Heimatglocken wieder hören kann, will ich den Grundstock legen für die Wiederbeschaffung der Glocken, die der Kirche einst entnommen wurden." Denn das Glockengeläut um die Lager war in all den Jahren seine einzige Verbindung mit der Außenwelt.

Bei der Beerdigung von Willi Goltz am 8.12.1949 läuteten diese Glocken.

Tochter und Sohn haben auch einen weiteren Satz ihres Vaters nicht vergessen: "Der Kommunismus hat die Chance seines Lebens vertan. Der größte Fehler des Kommunismus bestand darin, altes Unrecht mit neuem Unrecht zu vergelten."

Der Einstellung der Mutter zum Leben, insbesondere ihrer Haltung zur Arbeit, aber auch dem mitmenschlichen Verhalten eines Nachbarn war es zu verdanken, daß die Familie die Internierungszeit des Vaters einigermaßen überlebte. Der Nachbar K. Manigk löste mit großer Opferbereitschaft sein Versprechen ein, das er bei der Verhaftung des Vaters gegeben hatte, nämlich der Familie Goltz eine Stütze zu sein.

Die Ehefrau von Willi Goltz erhielt zu DDR-Zeiten wegen der Inhaftierung des Mannes keine Witwenrente.

den 25. 09. 1996

GUTHKNECHT, Karl Herrmann

geboren am 05.12.1899 in Kapellen, Krs. Koblenz

Der Sohn von K. H. Guthknecht, Herrmann Guthknecht, wohnhaft in Finsterwalde, berichtet über seinen Vater:

Während des ersten Weltkrieges erlitt mein Vater im November 1918 vor Verdun eine schwere Verwundung. Die Folgen waren die Versteifung des rechten Armes, die Verkrüpplung mehrerer Finger sowie der Verlust der Sehkraft auf dem rechten Auge um 85 Prozent. Die Gesamteinstufung seiner Kriegsbeschädigung betrug 90 Prozent.

Seit 1922 arbeitete mein Vater in der Reichelt-Metallschrauben-AG Finsterwalde.

1932 wurde er als Werkmeister in der Automatendreherei eingesetzt. In dieser Funktion arbeitete er bis Kriegsende 1945, denn auf Grund seiner Verwundung war er von jedem Kriegsdienst, auch vom Volkssturm, befreit.

Dem Nationalsozialismus und seinen Ideen stand mein Vater mehr als reserviert gegenüber. Eine Mitgliedschaft in der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen (außer NSKOV) kam für ihn nicht in Frage. Entgegen dem damals Üblichen lehnte es mein Vater strikt ab, in seiner Wohnung ein Bild des "Führers" aufzuhängen. Erst als es gar nicht mehr anders ging, ließ er sich auf einen Kompromiß ein, indem auch er die Hakenkreuzfahne hinaushängte. Die Sympathien des Sohnes für die Nationalsozialisten stimmten den Vater recht unzufrieden.

Bald nach Kriegsbeginn wurden den Finsterwalder Großbetrieben, die inzwischen alle Rüstungsbetriebe waren, die ersten Kriegsgefangenen zugeteilt. Meinem Vater waren von Anfang an französische Kriegsgefangene unterstellt. Aus seinen Äußerungen und erst recht aus seinem Tun weiß ich, daß es für ihn moralische Pflicht war, diese Kriegsgefangenen als Menschen zu behandeln. Zu den Wochenenden hatten wir ständig Besuch aus dem Kriegsgefangenenlager. Diese Besucher waren Gäste der Familie. Sie wurden in keiner Weise, wie damals gefordert, auf Distanz gehalten. Ich selbst hatte besonders zu einem Franzosen ein freundschaftliches Verhältnis, was sich darin ausdrückte, daß er mir mit Begeisterung bei meinen Französisch-Hausaufgaben half.

Bei Kriegsende war mein Vater in "seinem" Betrieb. Kein Kriegsgefangener, kein Fremdarbeiter sah damals einen Grund, ihm irgendwelches Unrecht anzulasten. So war auch mein Vater mehr als froh, daß dieser Krieg endlich vorbei war. Schweren Herzens zwar, arbeitete er dann mit an der Demontage seines Betriebes, so wie es die Alliierten über Deutschland beschlossen hatten.

Und dann kam der 05. November 1945: Meinem Vater wurde von einem Hilfspolizisten ein Schreiben überbracht, aus dem hervorging, er habe sich mit einer Decke und Personalpapieren im Amtsgericht beim NKWD zu melden. Freunde rieten meinem Vater, für ein paar Wochen unterzutauchen. Völlig von seiner Unschuld überzeugt, lehnte er das ab.

Er meldete sich im Amtsgericht, weil er glaubte, nach kürzester Zeit wieder zu Hause zu sein. Meine Mutter konnte den Vater noch einige Male im Amtsgericht und im Zuchthaus Luckau besuchen, bevor dann jeglicher Kontakt abbrach.

Ich selbst erfuhr von diesem Schicksal meines Vaters erst 1947, als ich aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war.

Alle Versuche, etwas über den weiteren Verbleib meines Vaters zu erfahren, schlugen in den fünfziger Jahren fehl.

Von einem Finsterwalder Mithäftling erfuhren wir, daß mein Vater einen Transport von Ketschendorf nach Mühlberg nicht überlebt hat, daß ihn kurz vor dem Lagertor von Mühlberg die letzten Kräfte verlassen hatten. Eine Mitteilung des DRK-Suchdienstes München von 1971 bestätigte uns den Tod des Vaters "auf sowjetischem Territorium".

Erst Ende 1995, nach Freigabe entsprechender Dokumente durch die russische Seite, erhielt ich vom Münchener Suchdienst die offizielle Bescheinigung über den Tod meines Vaters am 02. 01. 1947. Als Sterbeort wird allerdings nicht Mühlberg,

sondern Ketschendorf angegeben. Offenbar deshalb, weil der Transport von dort abgegangen war und noch nicht vom Lager Mühlberg aufgenommen worden war.

Aus einer dieser Mitteilungen erfuhr ich auch den "Haftgrund", den das NKWD angegeben hatte: "Agent der Abwehr". Eine Begründung, die einfach absurd ist, die offensichtlich erfunden werden mußte, um Tausenden von Internierungen einen Anschein von Rechtmäßigkeit zu geben.

den 06.01.1997

HEYDE, Hans

geboren am 23.12.1928

Hans Heyde stammt aus Trebbus, wo er auch heute lebt. Seine Eltern besaßen in diesem Dorf eine bäuerliche Familienwirtschaft.

Wahrscheinlich war es ein Zufall, daß er bei Kriegsende noch nicht als Soldat eingezogen war, sondern den Zusammenbruch im Heimatdorf erlebte.

Mit einer weißen Armbinde von der sowjetischen Kommandantur ausgerüstet, hatte er mit noch einem Altersgefährten die Aufgabe, sich um die Lebensmittelversorgung des Dorfes zu kümmern.

Am 9. November 1945 ging das Gerücht durchs Dorf, Jugendliche kämen demnächst in ein Schulungslager. Einen Tag später kam auch schon über die Gemeinde für Hans Heyde und zwei weitere Jugendliche des Dorfes der Befehl, sie hätten sich sofort an der Molkerei in Sonnewalde zu melden.

In einer Kutsche, mit einem Rotarmisten als Kutscher, vorn und hinten je ein Soldat mit MPi als Bewachung, ging es in einem Trab bis nach Luckau ins Zuchthaus. In der Dunkelheit hörten die Jugendlichen, wie die eisernen Tore beängstigend hinter ihnen zuknallten.

Nachdem man die Jungen von einigen ihrer mitgebrachten Habseligkeiten befreit hatte (Unterwäsche, Eßbesteck, Nähzeug), verteilte man sie auf die Zellen, jeden in eine Einzelzelle. Hans Heyde kam in die Schwerverbrecherzelle Nummer 98. Keine Kontakte mehr untereinander, kein Licht in der Zelle.

Nachts zwischen 1 und 3 Uhr fanden die Verhöre statt. Immer wieder hieß es: "Du Werwolf, du Pistolett!" H. Heyde betont, daß es dabei nicht bei Ohrfeigen blieb, daß es zu erheblichen Mißhandlungen kam, um falsche Geständnisse und Unterschriften unter Protokolle zu erpressen. die in russischer Sprache verfaßt waren und die man ohnehin nicht verstand. Als er es nach einer halben Stunde nicht mehr aushielt, auf Knien ein Grammophon hoch über dem Kopf zu halten, wurde er mit Fußtritten traktiert.

Nach etwa 10 Tagen ging es nach Cottbus ins Gerichtsgefängnis. Hier war man zu viert in einer Zelle, und man mußte erste Bekanntschaft mit Wanzen und Läusen machen.

Die Zeit von Dezember 1945 bis Februar 1947 verbrachte H. Heyde im Internierungslager Ketschendorf. Ehemalige Siedlungshäuser der Deutschen Kabelwerke waren hier vom Keller bis zum Dachboden belegt. Man schlief zum Teil auf kaltem Steinfußboden. Waschgelegenheit gab es selbst im Winter nur draußen. Von Hygiene keine Spur. Die Ernährung war mit Wassersuppen und wenig Brot mehr als mangelhaft. Als Eßgeschirre dienten Zählerkästen, Lampenschirme, ja sogar die Mützen. Hunger und Krankheit forderten unsägliche Opfer. H. Heyde meint, es seien täglich etwa 50 Tote gewesen, die man habe aus den Unterkünften schaffen müssen.

Im Januar 1947 war die Unterernährung bei H. Heyde so kraß, daß er für einen Transport zur Arbeit in die Sowjetunion nicht mehr in Frage kam. Er wog noch ganze 40 Kilo.

Nach der Auflösung des Lagers Ketschendorf ging es nach Jamlitz. Der Aufenthalt in diesem Lager währte von Februar bis April 1947.

Am Gründonnerstag ging er auf Transport nach Buchenwald. Am Karfreitag stand der Zug für längere Zeit am Bahnhof Doberlug-Kirchhain, ganz in der Nähe des Heimatortes. Am Ostersonntag kam der Zug in Buchenwald an.

Entladen wurden die Häftlinge dann am Ostermontag. Entsprechend sah es in den Viehwaggons aus, zumal es sich bei den Menschen zum großen Teil um Ruhrkranke handelte.

In Buchenwald schlief man immerhin auf Stroh, und es gab für H. Heyde und einige andere Jugendliche sogar etwas Arbeit: Hilfe in der Gärtnerei, groben und feinen Schotter für die Lagerstraße klopfen. Zu essen gab es in diesem Lager nur noch zweimal täglich.

Im Keller unter dem KZ-Krematorium mußten die Häftlinge Kartoffeln sortieren. Hier gab es sogar einen Findigen, der es verstand, eine Elektroleitung anzuzapfen, um mit dem Strom und einem Stück Eisen heimlich Kartoffeln zu kochen.

Im Frühsommer 1948 begannen sich im Lager die Parolen zu jagen. Mal sah man sich in Freiheit, mal schon in Sibirien. Dann wieder glaubte man sich zu lebenslanger Haft verurteilt.

Im Juni begannen tatsächlich die ersten Entlassungen.

Am 31. Juli 1948 schlug für H. Heyde die Stunde der Freiheit. Die Entlassenen erhielten in Weimar von der Volkssolidarität 30,-- DM und eine Bescheinigung über die Entlassung aus dem Internierungslager, unterzeichnet vom Landespolizeichef Thüringens.

Zu Hause angekommen, erfuhr H. Heyde vom Bemühen der Antifaschisten, der Gegenseitigen Bauernhilfe sowie des Bezirksbürgermeisters um seine Haftentlassung. Nichts hatte etwas bewirkt.

Hans Heyde ist auch heute noch der Meinung, daß der Zweck dieser Lager Menschenvernichtung gewesen sei. Er habe von einem sowjetischen Sergeanten gehört, der sich wirklich für das Wohl der Häftlinge eingesetzt hat. Das sei aber eine Ausnahme gewesen. Trotzdem spricht er nicht mit Haß von "den Russen".

Mit 19 Jahren kam Hans Heyde wieder nach Hause. Er arbeitete dann in der elterlichen

Landwirtschaft, übernahm selbst den Betrieb und wurde 1960 LPG-Mitglied. Sein weiteres Leben war durch berufliche Qualifizierung, durch jahrelangen LPG-Vorsitz und viele andere Aufgaben in Gemeinde und LPG ausgefüllt.

Heute genießt er gemeinsam mit seiner Ehefrau die Freuden eines schönen Ruhestandes.

den 02.10.1996

Anlagen Kopie des Entlassungsscheins
Kopien von Fürsprachen zur Haftentlassung

HOFFMANN, Ferdinand,
geb. am 23.10.1928 in Benau, Krs. Sorau, NL, Mark
Brandenburg (heute Polen)

Wegen Frontnäherung mußten wir auf Weisung der Wehrmacht unser Dorf im Februar 1945 verlassen. Auf der Flucht wurde unser Treck von der Roten Armee überrollt.

Der Fronthilfe beschuldigt, wurden alle männlichen Personen zwischen 14 und 70 Jahren am 21. 02. 1945 vom NKWD in Gewahrsam genommen und in ein Zwischenlager getrieben.

Nach Verhören sagte eine russische Frau zu mir: "Morgen kannst du wieder zu deiner Mutter gehen, du bist noch zu klein und zu jung."

Meine Dorfbewohner, die das gehört hatten, gaben mir Zettel und kleine Briefe, die ich ihren Angehörigen geben sollte.

Am anderen Tag hatte ein russischer Offizier diese "Post" bei mir bemerkt. Er zerriß meinen Passierschein, nannte mich einen Spion und überstellte mich einem Transport. Zu Fuß trieb man uns täglich 30 und mehr Kilometer über mehrere Aufenthalte bis nach Gleiwitz.

Hier kamen wir in ein riesiges Konzentrationslager.

Wenige Tage später wurde ein Transport von 2000 Zivilisten, darunter auch Polen, in Viehwaggons verladen und nach Georgien, etwa 160 km südlich von Tbilissi bei Borsum nach dem Ort Dwiri verschleppt.

Hier errichteten wir an einem Berghang unter strengster Bewachung und unter unvorstellbaren Bedingungen ein Arbeitslager. Danach wurde ich dem Bauabschnitt 3 zugeteilt.

Vom ersten Tag an arbeitete ich im Gestein vor Ort am Untertagebau eines Wasserkraftwerkes. Unvorsichtigkeiten aus Unkenntnis kosteten so manchem das Leben.

Drei Jahre durften wir unter Strafandrohung keine Post versenden. Später monatlich eine vorgedruckte Karte (25 Wörter) mit der Lagernummer 7236/206.

Grausame Einzelheiten erspare ich mir an dieser Stelle zu erwähnen. Von diesem Transport haben wir über die Hälfte unserer Gefährten in Massengräbern beigesetzt. Am 21.12.1949, zum Geburtstag von Stalin, war die Einweihung des Wasserkraftwerkes.

Am 25.12.1949 erfolgte meine Entlassung.

Schon seit längerer Zeit bin ich um meine Rehabilitierung bemüht. Von den deutschen Behörden werde ich darin bestärkt und unterstützt, jedoch -so wird mir mitgeteilt- solle ich mich auf eine Bearbeitungsdauer bei den russischen Behörden einstellen, die von deutscher Seite weder zu beeinflussen noch vorausbestimmbar ist.

Während alle Personen, die in Internierungslagern in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands festgehalten worden waren, in den Jahren nach der Wende eine Haftentschädigung erhalten haben, habe ich nach jetzigem Stand der Dinge mit einer solchen Anerkennung des mir zugefügten Unrechts nicht zu rechnen.

Man teilt mir mit, ich sei nicht in der sowjetischen Besatzungszone, sondern einige Kilometer hinter der Neiße verhaftet worden, und ich hätte das Unrecht nicht in Ostdeutschland, sondern in der UdSSR erlitten. Im Einigungsvertrag sei dazu nichts geregelt. Es waren Tausende, denen es genau wie mir erging.

Ich frage mich, zählt ein in der UdSSR erlittenes Unrecht weniger als ein in Deutschland erlittenes? Warum soll in meinem Falle Unrecht -der Verlust einer Berufsausbildung, der Verlust der besten Jugendjahre- keiner Anerkennung und Entschädigung wert sein?

den 28. 12. 1996

Ferdinand Hoffmann

HUBEIN, Wilhelm
geboren am 27.03.1900

Die Töchter von Wilhelm Hubein, Frau Leonhard aus Finsterwalde und Frau Koch aus Massen, berichten:

Unser Vater war mit seiner Familie 1937 nach Massen gezogen. Hier hatte er eine Stelle als Betriebsleiter der Glashütte übernommen.

Der wirtschaftliche Aufschwung in der damaligen Zeit hatte ihn zu einem überzeugten Nationalsozialisten werden lassen. Er war Mitglied der NSDAP und betätigte sich in der NSV, einer damaligen Hilfsorganisation.

Die Einstellung unseres Vaters zum Nazi-Regime und zu dieser Partei änderte sich grundlegend, als auch ihm die Aggressionsabsichten der Nazis klar wurden. Während des Krieges wurde sein Betrieb als kriegsunwichtig geschlossen, und unser Vater wurde, wie viele damals, in die Rüstungsindustrie, in die FIMAG, dienstverpflichtet. Auch diese Entwicklung trug zu seiner inneren Abkehr vom Regime und dessen menschenfeindlicher Ideologie bei.

Die Niederlage des Faschismus und das Kriegsende empfand er als notwendig und gerecht.

Für unseren Vater und unsere Familie völlig überraschend erfolgte im Oktober 1945 seine Verhaftung durch das sowjetische NKWD. Nichts erfuhren wir in der Folgezeit über seinen Aufenthaltsort und über die Gründe seiner Verhaftung.

Lediglich von einem Lagerkameraden erfuhren wir Anfang 1950, er sei in Buchenwald und es ginge ihm gesundheitlich sehr schlecht. Letzteres erwies sich glücklicherweise als unwahr.

Groß war unsere Hoffnung, den Vater bald wiederzusehen, kamen damals doch die letzten Internierten aus den Lagern wieder nach Hause.

Unsere Hoffnung erfüllte sich nicht. Stattdessen erhielten wir ein erstes Lebenszeichen von unserem Vater aus Waldheim. In dem Brief, den er uns schreiben durfte, teilte er uns seine Verurteilung zu 15 Jahren Zuchthaus mit. Die Begründung, die er geben mußte, lautete: "Weil ich als Amtsleiter der NSV das nationalsozialistische Regime unterstützt habe." Eine Anrechnung der Internierungshaft erfolgte nicht. Auch erfuhren wir vom Einzug des Vermögens als Strafmaßnahme. Tatsächlich wurden unserer Familie ein Sparbuch, eine Lebensversicherung und eine verliehene Hypothek weggenommen.

Als Familie bemühten wir uns sehr bald, vom Landgericht Chemnitz das Gerichtsurteil zu bekommen, glaubten wir doch noch an die Möglichkeit, für unseren Vater Rechtsmittel gegen das Urteil einlegen zu können. Es kam auch eine Antwort aus Chemnitz, sie war mehr als eigenartig: Das DDR-Gericht, das einen Deutschen verurteilt hatte, verwies uns mit unserem Anliegen an die Sowjetische Militäradministration in Berlin-Karlshorst.

Natürlich folgten wir dieser Aufforderung, und wir bekamen sogar eine Antwort von der SMAD. Auch diese Antwort war überraschend. In russischer Sprache -wir ließen es von einer Russischlehrerin übersetzen- teilte man uns mit, in unserer Angelegenheit sei allein die deutsche Seite, nämlich das Landgericht Chemnitz, zuständig.

Diesen Umgang mit uns empfanden wir als überaus zynisch, und wir setzten unsere letzte Hoffnung auf einen Besuch beim damaligen Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck. In seinem Amtssitz hatten wir zwar einen ganzen Tag zu warten, wurden aber am späten Abend von einem seiner Mitarbeiter empfangen. Diesem Mann war unser Anliegen offensichtlich aus vielen anderen Fällen genauestens bekannt. Mit überraschender Offenheit erklärte er uns: "Wir sind nur nach außen hin souverän." So erlosch unsere letzte Hoffnung, unserem Vater helfen zu können.

Aus Waldheim, später aus Halle, dann aus Torgau, durfte unser Vater an uns Briefe schreiben, auch wir durften ihm antworten. Im Zuchthaus durften wir ihn sogar besuchen. Unser Vater wurde uns als Sträfling, kahl geschoren, in Handschellen, vorgeführt. Diese Besuche im Zuchthaus waren alles andere als ein familiäres Ereignis, hatten sie doch weitgehend den Zweck, den Vater vor uns zusätzlich zu erniedrigen. Wie man das damals, noch dazu als junge Frau im sechsten Monat der Schwangerschaft, ertragen hat, ist einem aus heutiger Sicht fast ein Rätsel.

Völlig überraschend, ohne jegliche Vorankündigung, stand unser Vater 1954 vor unserer Tür. Erst jetzt erfuhren wir Einzelheiten über seinen Leidensweg, zum Beispiel, daß er in den Lagern Ketschendorf und Mühlberg war, auch Einzelheiten über die traurigen Lebensumstände in diesen Lagern.

Erst jetzt konnte er uns erzählen, welche Farce in Waldheim als Gerichtsverhandlung veranstaltet worden war: Die Verurteilung erfolgte für eine ganze Gruppe von Angeklagten gemeinsam. Im wesentlichen wurde allen nur ein Paragraph genannt und das Strafmaß mitgeteilt. Einen Verteidiger bekam niemand zu sehen. Unter den Richtern war auch Frau Dr. Hilde Benjamin, die spätere Justizministerin der DDR.

Bald nach seiner Freilassung gingen unsere Eltern nach Westdeutschland. Dort fand unser Vater eine seinen Fähigkeiten entsprechende Arbeit. Unsere Eltern verbrachten so noch glückliche Jahre miteinander. Im Jahre 1972 verstarb unser Vater in Westdeutschland.

den 07.03.1997

KLOPPE, Friedrich Karl
geboren am 01.01.1929 in Doberlug

Frau Annelore Fleischer aus Doberlug-Kirchhain ist die Schwester von Friedrich Karl Kloppe. Sie gab ihren Erinnerungen und Gedanken über den Bruder die folgende Form:

Unser alter Nußbaum

Der kühle Schatten unter des Nußbaums Blätterdach
ruft in mir eine Flut von Erinnerungen wach.
"Wie alt ist dieser Baum?", mich mein Enkel fragte.
"Fast fünfzig Jahre", ich als Antwort sagte.
Und durch dieses Kindes Blick
kehren meine Gedanken bis achtundvierzig zurück.
Mein Großvater pflanzte ihn damals ein,
um seiner Freude Ausdruck zu verleih'n:
Aus Stalins Internierungslagern war mei Bruder
lebend heimgekehrt,
abgemagert zwar, doch scheinbar unversehrt.
Fünfzehn Jungen und ein Mädchel aus unserem Ort
holten im Frühjahr fünfundvierzig die Russen fort.
Der Werwolf hatte ihnen eine Liste zugespielt,
welche die Namen der HJ-Gruppe enthielt.
In Thieracks Villa eingesperrt und gefangen,
harrten die Kinder aus in Hoffen und Bangen.
Hungrig, verlaust und vor Angst fast verrückt,
wurden einige nach drei Wochen heimgeschickt.

Doch das Glücksgefühl war nur von kurzer Dauer,
denn die "GPU" lag schon wieder auf der Lauer.
Wieder holte man die Kinder fort
und verschleppte sie an einen unbekanntem Ort.
Nachts kamen fremde Männer in unser Haus
und rissen aus Schränken und Betten alles heraus.
Sie suchten Panzerfäuste und geheime Waffenlager.
Das Ergebnis war mehr als mager.

Es war im August im achtundvierziger Jahr,
als mein Bruder endlich wieder zu Hause war.
Ich schaute Karlfried immer nur an:
er sah aus wie ein alter Mann!
Kein Wort zu sagen, hatte man ihm eingeschärft.
Er war eingeschüchtert und total entnervt.
Und eine lange Zeit verging,
bis er sich langsam wieder fing.
Viele kamen zurück, Gott sei Dank,
doch alle waren körperlich und seelisch krank.
So haben die Jungen -ohne Schuld behaftet-
drei bis fünf Jahre in den Lagern geschmachtet.
In Graudenz, Oppeln, Neubrandenburg, Mühlberg und Buchenwald,
mancher war kaum vierzehn Jahre alt.
Alle kamen nicht nach Haus´,
denn nicht jeder hielt die Folter aus.
Als die Nachricht über den ersten Toten kam,
einer der Verräter sich selbst das Leben nahm.

Diese schlimmen Ereignisse hatten meine Kindheit bedrückt.
In Gedanken habe ich heute die Jahre überbrückt.
Die Haftstrafen in den Politbüro-Prozessen
sind ein Meilenstein auf dem Weg gegen das Vergessen.

Doberlug, im August 1997

Annelore Fleischer

KOCH, Arnold
geb. am 14.06. 1900

Der Sohn von Arnold Koch, Arribert Koch, wohnhaft in Finsterwalde, berichtet:

Mein Vater stammte aus einer Polizistenfamilie. Er war Uhrmachermeister in Finsterwalde und gründete das Geschäft, das ich heute fortführe.

Mit Ausbruch des zweiten Weltkrieges stellte man ihn vor die Wahl: Entweder zur Wehrmacht oder Dienst in der Gendarmerie. Er entschied sich für letzteres und versah seinen Dienst als Reservepolizist in Kirchhain.

Trotzdem erreichte ihn später die Einberufung zur Wehrmacht. Er kam zur Feldgendarmerie, wo er auch an Einsätzen zur Partisanenbekämpfung teilzunehmen hatte.

Mitte 1944 geriet er in amerikanische Gefangenschaft. Im September 1945 wurde er entlassen und kehrte zur Familie zurück.

Als Kind erlebte ich, wie mein Vater im Oktober 1945 vom NKWD verhaftet wurde. Unsere Wohnung wurde durchsucht, von uns Anwesenden wurde zwar niemand schlecht behandelt, unser Vater aber wurde mit einem Opel P4 abtransportiert. Nach Cottbus, wie es hieß.

Seitdem gab es nie wieder ein Lebenszeichen von unserem Vater. In unserer Familie war klar, daß es sich um Denunziation handelte und wem wir sie zu verdanken hatten.

Vom DRK-Suchdienst in Westdeutschland erhielten wir viele Jahre später die Nachricht vom Tode unseres Vaters am 26.02.1945. Den Ort seines Todes wissen wir bis heute nicht.

Die neuesten DRK-Sterbelisten lassen vermuten, daß er in keinem der Internierungslager der Sowjetischen Besatzungszone verstorben ist.

Finsterwalde, den 04.07.1997

Arribert Koch

KOCH , Friedrich
geboren am 19.11.1929

Friedrich Koch stammt aus Doberlug, wo er auch heute lebt.

Hier besaßen seine Eltern einen kleinen landwirtschaftlichen Familienbetrieb und betrieben einen Kohlehandel.

1945 war für den Sohn ein Lehrvertrag abgeschlossen. Zum Nutzen des Familienbetriebes sollte es eine Schlosserausbildung werden. Doch es kam ganz anders.

Am 21. November 1945 wurden F. Koch und etliche Altersgefährten aus Doberlug verhaftet. Das war genau zwei Tage nach seinem 16. Geburtstag und fast ein halbes Jahr nach Kriegsende. Die Jungen waren zur Stadtverwaltung gerufen worden, wo man ihnen etwas von einem Ernteeinsatz in Mecklenburg erzählte. Sie wurden in die Nachbarstadt Kirchhain geschickt und waren mehr als erstaunt, als sie hier von Soldaten der Roten Armee empfangen wurden.

Die Jugendlichen wurden auf sowjetische Militär-LKWs verladen und geradewegs in das Zuchthaus Luckau abtransportiert.

Hier wurden sie 14 Tage lang fast täglich verhört. Immer wieder gab es die Beschuldigung: "Du Werwolf!" Geständnisse sollten durch Druck, Erpressung, bei manchem auch durch Mißhandlungen, erreicht werden. F. Koch sagt, er selbst sei nicht geschlagen worden. Das Schlimme sei aber die Isolierung in der Einzelzelle

gewesen, keinerlei menschlicher Kontakt, nicht einmal ein Blick aus dem Fenster. Es sei für den normalen Menschen einfach unvorstellbar, wie es ist, wenn man jedes Gefühl für die Zeit verliert.

Die Verpflegung in Luckau sei dürftig, jedoch nicht zum Verhungern gewesen.

Von Luckau aus begann der Leidensweg durch die Internierungslager Jamlitz, Mühlberg und Buchenwald.

Die Verurteilung zum Nichtstun sei kaum zu ertragen gewesen. Der einzige Zeitvertreib in Jamlitz sei das Schachspielen gewesen. Die Russen, in ihrer Liebe zum Schach, duldeten das als einziges. Die Schachfiguren und ein Brett dazu fertigten sich die Internierten selbst aus primitivsten Mitteln.

Zu essen gab es zunächst neben minderwertigsten Suppen 600 Gramm Brot. Diese Tagesration wurde später auf die Hälfte gekürzt, auf eine Ration, die in der damaligen Ostzone nichtarbeitenden Bürgern zustand. Die Folge dieser Verschlechterung war ein sprunghaftes Ansteigen der Todesfälle. Das wiederum führte später zu leichten Verbesserungen in der Verpflegung.

Das Lager war militärisch organisiert. Es gab aus den Reihen der Gefangenen Kompanieführer, Bataillonsführer und einen Lagerleiter.

Mangelhafte Ernährung und schlimme hygienische Zustände führten zu massenhaften Erkrankungen. So überstand F. Koch eine Ruhrerkrankung nur, weil ihm besonders seine Doberluger Schicksalsgefährten von ihrem wenigen Brot abgaben. F. Koch spricht mit Dankbarkeit davon, wie seine Kameraden für ihn das Brot rösteten. Eine andere Medizin konnte ihm niemand geben.

Nach der Auflösung des Lagers Jamlitz im Jahre 1947 wurden die Internierten nach Mühlberg überstellt.

Das Leben in diesem Lager unterschied sich kaum von dem in Jamlitz. Eines soll jedoch hervorgehoben werden: In der "Kultura", einer so genannten Kulturbaracke, durften Häftlinge eine Reihe von kulturellen Veranstaltungen auf die Beine stellen, bis hin zu anspruchsvolleren Theaterstücken. Gedacht waren diese Höhepunkte vor allem für das NKWD-Personal, aber auch die Häftlinge erlebten so ein wenig Abwechslung in ihrem tristen Alltag.

Im August 1948 wurde Mühlberg als Lager aufgelöst. Die Internierten wurden nach Buchenwald gebracht. Hier bekam man immerhin schon Zeitungen zu lesen. Hier lernte F. Koch das "Neue Deutschland" kennen. Für ihn gab es sogar Arbeit, nämlich das Geradebiegen von Nägeln.

Wichtig daran war, daß es dafür etwas mehr Essen gab. Alle erhielten sogar einige Zigaretten pro Tag. Allerdings muß gesagt werden, daß viele Raucher sich mit ihrem wenigen Brot zusätzliche Zigaretten bei den Nichtrauchern "kauften" und sich so ihre Gesundheit doppelt ruinierten.

Am 19. 01. 1950, nach mehr als vierjähriger grundloser Internierung, kehrte F. Koch gemeinsam mit dem Leidensgefährten Siegfried Helemann aus Schönborn nach Hause zurück. Zwischen dem Sohn und den Angehörigen hatte es in all den Jahren nie das geringste Lebenszeichen gegeben. Die Mutter hatte die Ungewißheit und die Sorge um das Schicksal des Sohnes nicht verkraften können. Sie trug schwere psychische Schäden davon.

So mußte der Sohn in der häuslichen Landwirtschaft zupacken. An ein Nachholen der ursprünglich geplanten Berufsausbildung war unter diesen Bedingungen nicht zu denken.

Zur Schuldfrage an seiner ungerechten Behandlung sagt F. Koch nur, er habe deshalb nie Haß- oder Rachegefühle gegenüber "den Russen" entwickelt. So etwas sei nie seine Sache gewesen.

Diskriminierungen wegen der Haft habe es hinterher weder von Mitbürgern noch amtlichen Stellen gegeben.

F. Koch arbeitete von 1960 bis 1990, vor allem als Traktorist, in der LPG.

Wegen der entgangenen Berufsausbildung kämpft er zur Zeit mit tatkräftiger Unterstützung seiner Ehefrau um die berufliche Rehabilitierung. Das Interesse der den Behörden an ihrer traurigen Angelegenheit finden beide recht enttäuschend.

den 25.9.1996

KOCKSCH, Reinhold

geb. am 21.11.1890, verstorben am 11.3.1971

Über Reinhold Kocksch berichtet sein Sohn, Siegfried Kocksch, Jahrgang 1936, wohnhaft in Arenzhain:

Der Vater war Landwirt in Arenzhain, dort seit seiner Jugend begeistertes Mitglied im Turnverein.

Nach schlechten Jahren in der Landwirtschaft setzte er seine Hoffnungen auf Verbesserungen in die NSDAP. So wurde er in dieser Partei stellvertretender Ortsgruppenleiter und Kassierer im Dorf. In dieser Eigenschaft hatte er während des Krieges Familien vom Tod ihrer Angehörigen an der Front zu benachrichtigen. In dieser Zeit sorgte er auch für die Unterbringung ausgebombter Berliner im Ort.

Den Krieg mit all seinen Folgen für die Völker sah er von vornherein als Ausdruck von Hitlers Größenwahn. Das Mißglücken des Attentats auf den "Führer" bedauerte er im Freundes- und Familienkreis außerordentlich. Bezeichnend für des Vaters Haltung sei folgendes gewesen: Als er von einem Polizisten wegen seiner humanen Behandlung eines polnischen Fremdarbeiters gerügt wurde, hieß es : "Der Pole arbeitet mit uns zusammen, und der Pole ißt auch mit uns zusammen an einem Tisch." Der Fremdarbeiter hatte regelrechten Familienanschluß. Es gelang Reinhold Kocksch sogar, dem polnischen Arbeiter einen Urlaub bei den Eltern in Polen zu ermöglichen. Später, in den 70er Jahren, besuchte dieser die Familie Kocksch in Arenzhain.

Am 20. April 1945 war im Dorf der Krieg zu Ende. Am 22. April wurden R. Kocksch und zwei weitere Bürger des Dorfes vom NKWD verhaftet, angeblich nur für 3 Tage. Es dauerte aber bis zum Ende des Jahres.

Reinhold Kocksch war zunächst im Lager Graudenz, danach in Oppeln. Hunger, Unterernährung und Infektionen führten auch hier zu vielen Todesopfern. Er selbst

hatte durchaus noch Glück, er durfte dort in der Entlausung arbeiten. Das hatte Vorteile bezüglich der eigenen Hygiene, es brachte auch ein wenig bessere Verpflegung.

Wirkliche oder vermeintliche Gründe für seine Internierung erfuhr R. Kocksch nie. Mißhandlungen sind ihm nicht widerfahren. Im Lager Oppeln sei auch der Bürgermeister Max Lehmann aus Arenzhain gestorben. Der Gastwirt Klix aus Werenzhain sei von dort in die Sowjetunion abtransportiert worden.

Am 11. November 1945 erfolgte die überraschende Entlassung. Zu Fuß und zum Teil auf sowjetischen Militär-LKWs, nur den Entlassungsschein in der Tasche, schlug er sich bis in die Heimat durch, erreichte seine Familie einen Tag nach seinem 55. Geburtstag. Später berichtete er, bei den Polen sei es für den deutschen Heimkehrer leichter gewesen, ein Nachtlager zu finden als dann auf deutschem Gebiet.

Als R. Kocksch seine Familie erreicht hatte, war er körperlich total am Ende, ein menschliches Wrack. Der Arzt Dr. Studzinski aus Kirchhain kam bis Weihnachten täglich mit dem Fahrrad nach Arenzhain, um dem Kranken wieder auf die Beine zu helfen. Was selbst der Arzt nicht mehr geglaubt hatte, trat dennoch ein. Sein Patient genas und wurde bis zu seinem Tode am 11. 3. 1971 von keinerlei Krankheit heimgesucht.

Das erlittene Unrecht -so berichtet der Sohn- sei für den Vater nie Anlaß zu Rachegefühlen oder zu "Russenhaß" gewesen. Die Schuld für sein Schicksal habe der Vater durchaus in tieferen geschichtlichen Zusammenhängen gesehen.

den 19. 09. 1996

KRINGEL, Alfred
geboren am 25.03.1898

Alfred Kringel arbeitete vor und während des Krieges in der Finsterwalder Firma Kjellberg als Prokurist.

Um den 22. August 1945 wurde er vom sowjetischen NKWD verhaftet. Dies geschah im Rahmen einer größeren Aktion, der viele leitende Angestellte und Meister mehrerer Finsterwalder Betriebe zum Opfer fielen. Zwei Tage nach seiner Verhaftung wurde dann auch noch die eigene Tochter, Lieselotte Kringel, abgeholt.

Wie die Familie erst sehr viel später erfuhr, wurde A. Kringel in den Verhören beschuldigt, in seiner Firma stellvertretender Abwehrbeauftragter gewesen zu sein. Die Familie ist auch heute noch der Meinung, daß diese falsche Anschuldigung allein dem Zweck einer Denunziation gedient haben kann. Folge dieser ungerechtfertigten Anzeige aber war ein langer Leidensweg, der bis ans Ende der sowjetischen Internierungslager im Jahre 1950 dauerte.

Zeitgleich mit der Tochter durchlitt er die Stationen Forststraße 40 und Schäfersche Villa in der Heimatstadt Finsterwalde, bevor es dann Anfang Oktober 1945 nach

Torgau ging. Hier konnten sich Tochter und Vater mitunter flüchtig sehen, nie aber wirklichen Kontakt miteinander haben.

Die Versuche der Ehefrau, ihre Angehörigen in Torgau zu sehen, schlugen fehl.

Am 31. Dezember 1946 kam A. Kringel, wieder wie die Tochter, auf einen großen Transport, der in Buchenwald, im ehemaligen faschistischen Konzentrationslager, endete.

Die Bedingungen in diesem Lager, der Hunger, die Kälte, die Ungewißheit um das eigene Schicksal, die Untätigkeit, die ganze Sinnlosigkeit dieses Lagerlebens, all das nagte an der Gesundheit von A. Kringel. Auch gegen ihn hatte es weder einen Beweis von Schuld noch ein Gerichtsurteil gegeben.

Wiederholt erkrankte er dermaßen, daß er sogar ins Lazarett eingeliefert werden mußte.

Einmal gelang es der Tochter, den Vater im Lazarett zu besuchen. Sie erlebte dort die menschenunwürdigen Zustände, unter denen der Vater genesen sollte: Nicht einmal ein eigenes Bett, auf dem Flur abgelegte Tote. Sie konnte aber immerhin gewisse Verbesserungen für den Vater erwirken.

Nach fast viereinhalbjähriger Internierungshaft wurde A. Kringel am 21.01.1950 aus Buchenwald entlassen.

Er kehrte heim als kranker und psychisch gebrochener Mann. Ein ganzes Jahr mußte er zunächst in einer Tbc-Heilstätte verbringen.

Arbeit bekam er in der Tischfabrik und später in der Schraubenfabrik. Es waren aber Tätigkeiten, die unter seiner beruflichen Qualifikation lagen.

Vor dem normalen Rentenalter wurde er Invalidenrentner. 1964 starb er eines gar zu frühen Todes. A. Kringel hatte sein Schicksal nie verkraften können.

den 06.11.1996

Anlage Kopie des Entlassungsscheins aus dem Lager Buchenwald

KÜHNE, Günter

geb. am 15.09.1928

Günter Kühne, heute wohnhaft in Werchow bei Calau, berichtet:

Meine endgültige Verhaftung erfolgte im Oktober 1945.

Schon im Mai hatte man mich für einige Tage in der Villa Schöne festgehalten, mich aber wieder freigelassen. Im Juli holte man mich wieder ab, diesmal ging es wieder zur Villa Schöne und von dort in die Villa Thierack nach Finsterwalde. Auch diese Verhaftung endete mit einer Freilassung. Gemeinsam mit Helmuth Bar und Kurt Fröschke konnten wir nach Hause gehen.

Die dritte Verhaftung führte mich direkt ins Finsterwalder Amtsgericht. Hier traf ich u. a. auf Güna Richter aus Massen, auf Elisabeth Franz aus Finsterwalde sowie auf Magda Petermann, ebenfalls aus Finsterwalde.

Bei allen drei Verhaftungen wollte man in den Verhören aus mir Mitglieder des Werwolfs und deren Tätigkeit herausbekommen.

Anfang November ging es von Finsterwalde zu Fuß nach Luckau. Hier war ich in der Zelle 2 untergebracht, in der Zelle, in der auch Ernst Thälmann schon gesessen haben soll. Die Zeit von Ende Oktober 1945 bis Dezember 1946 verbrachte ich im Lager Jamlitz. Hier erlebte ich den Schauspieler Gustaf Gründgens, unter dessen Leitung die Operette "Im Weißen Rössel" aufgeführt wurde, zunächst für die sowjetische Wachmannschaft, dann aber auch für uns.

An Jamlitz habe ich die unangenehmsten Erinnerungen: Die Sterberate unter den Häftlingen war hier zeitweilig unglaublich hoch. Die Ernährung war größtenteils dermaßen mangelhaft, daß sie sich schlimm auf den Gesundheitszustand der Gefangenen auswirkte. Bäume und Sträucher im Lager waren kaum noch als solche zu erkennen. Ihre Rinde und ihre Blätter wurden von uns gegessen.

Zu diesen Bedingungen kam aber die viel schlimmere seelische Belastung: 14 Tage bekam ich "Bau", weil man von mir Aussagen zum Thema Werwolf erzwingen wollte. Und dann das Abgeschnittensein von der Familie, von der ganzen Welt. Für mich wurden die Geburtstage, besonders die meiner Mutter, zu einer Qual. Die Weihnachtsfeiertage, die kaum begangen werden konnten und durften, das war auch für die Hartgesottensten unter uns zu viel. Das alles wurde noch dadurch verschlimmert, daß es kaum für jemanden eine sinnvolle Tätigkeit gab, die von schweren Gedanken hätte ablenken können.

In diesem Zusammenhang muß ich die humane Gesinnung zweier Männer aus meiner Heimatstadt Kirchhain nennen. Erich Hartmann war es, der uns Jungen mit seiner väterlichen Art immer wieder Mut machte, der uns mit seinem Glauben an die Entlassung immer wieder aufrichtete. Der gleiche Charakter war Georg Müller. Er wollte mich nach seiner Entlassung sogar adoptieren. Leider überlebte er Jamlitz nicht.

Menschlichkeit und Unmenschlichkeit lagen oft dicht beieinander. Als Güna Richter mir heimlich eine "Torte", bestehend aus Brot und Marmelade, zum Geburtstag zukommen ließ, bemerkte dies die sowjetische Lagerärztin. Als sie mich zu dem Wie und Warum befragt hatte, drückte sie beide Augen zu. Sie gab mir die Hand und gratulierte mir zum Geburtstag. Für mich bedeutete das sehr viel. Diese Ärztin zeigte sich auch bei anderen Gelegenheiten menschlich. Ihr Mann war der Lagerkommandant Tschaljapin. Er allerdings erwies sich oft als ausgesprochener Deutschenhasser, zwar auf die elegantere Art, aber eindeutig.

Ende Dezember 1946 kam ich mit auf einen Transport nach Ketschendorf. In diesem Lager wurden wir mit bester Winterbekleidung aus Beständen der deutschen Wehrmacht eingekleidet, und es ging dann Ende Januar 1947 auf einen Transport in die UdSSR, nach Brest. Hier kamen wir in ein Kriegsgefangenenlager, in dem wir recht gründlich ärztlich untersucht wurden. Für damalige Verhältnisse gab es hier eine gute Verpflegung, Kascha und Brot, soviel man wollte. Der tägliche Besuch einer Sauna war hier etwas Normales. Die Behandlung durch das sowjetische Wachpersonal war korrekt, zum Teil sogar freundlich.

In Brest gehörte ich dann zu denen, die wegen angeschlagener Gesundheit als nicht arbeitsfähig galten. Wir erhielten die Zusage, daß wir entlassen würden und wurden nach Frankfurt/Oder zurückgeschickt.

In Frankfurt sah alles nach Entlassung aus: Die Waggons wurden geöffnet, keine Bewachung mehr, die Rotkreuzhelfer kamen auf uns zu. Niemand sah etwa noch

einen Grund zur Flucht. Und plötzlich wurden die Waggons wieder verschlossen, und die Fahrt ging weiter.

Eine Zwischenstation war am 23. Februar meine Heimatstadt Kirchhain. Ich sah die Kirche, neben der ich wohnte, ich erkannte einen Altersgefährten in der blauen Uniform der Volkspolizei, ich warf einen Kassiber mit einem Lebenszeichen an meine Mutter aus dem Güterwagen, den dieser Polizist zwar aufhob, aber nicht weitergab.

Am 24. Februar 1947 kam unser Transport in Buchenwald an. Untergebracht wurden wir in der Baracke III/3. Wir galten hier als die "Rußlandfahrer". Die Behandlung in Buchenwald unterschied sich sehr wohltuend von der in Jamlitz. Die Ernährung war nicht überragend, aber niemand litt ausgesprochenen Hunger. Ein Massensterben wie in Jamlitz hat es in meiner Zeit in Buchenwald nicht mehr gegeben.

In meine Buchenwaldzeit fallen zwei wichtige Ereignisse: Wir bekamen Zigaretten und Zeitungen ab Januar 1948. Ein internierter Journalist verstand es, oben auf seiner Pritsche sitzend, uns den Inhalt der Zeitung zu übermitteln. Es herrschte stundenlang eine tiefe Stille in der Baracke. Wieder gewisse Eindrücke vom Leben in der Freiheit zu bekommen, das war ein unwahrscheinliches Erlebnis.

Und doch gab es für mich in Buchenwald noch eine böse Überraschung: Irgendein Denunziant, der sich bei der sowjetischen Obrigkeit anbieten wollte, beschuldigte mich einer Fluchtabsicht. Die Folge waren 14 Tage "Bau" mit anschließendem "Isolator". In dieser Isolationshaft verblieb ich dann bis zu meiner Entlassung aus Buchenwald.

Im Juli 1948 wurde ich gemeinsam mit H. Bahr entlassen. Die Entlassenen wurden auf mehrere Bahnhöfe verteilt, um der ganzen Aktion das Spektakuläre zu nehmen. Ein Bahnhofsvorsteher versah uns mit einer Freifahrkarte, Reisende im Zug gaben uns zu essen. Diese erste Begegnung mit der Freiheit berührte uns tief.

Wenn ich in diesem meinem Bericht auch viel Schlimmes erwähne, so tue ich dies, weil es zur Wahrheit dazu gehört. Ich tue es nicht, um neuen Haß oder gar Rache zu schüren. Das Elend, das ich in dieser Zeit meiner Internierung erlebt habe, hätte nicht sein müssen, wenn nicht Deutsche soviel Elend in die Welt getragen hätten.

den 30.06.1997

LEHMANN, Gustav
geboren am 31.12.1905

G. Lehmann, wohnhaft in Werenzhain, Jahrgang 1940, der Sohn von Gustav Lehmann, berichtet über seinen Vater:

Mein Vater stammte aus einem landwirtschaftlichen Familienbetrieb in Werenzhain. Nach Abschluß der Volksschule besuchte er die Landwirtschaftsschule in Luckau. Vor allem aus den Erzählungen meiner Mutter weiß ich, daß er diesen Beruf von Jugend an mit Leib und Seele ausübte.

Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges brachte auch meinem Vater die Einberufung zur Wehrmacht.

Aus dieser Zeit weiß ich nur, daß er als "Sonderführer" in der Ukraine eingesetzt wurde. Meines Wissens war dies eine Funktion, die "im Sinne des Führers" die ukrainische Landwirtschaft zur "deutschen Kornkammer" umgestalten sollte.

Sehr bald nach Kriegsende war mein Vater wieder zu Hause. Aus dieser Zeit -es muß im Sommer 1945 gewesen sein- stammt meine einzige Kindheitserinnerung an meinen Vater:

Ich sehe noch heute, wie er auf einem hohen Heuwagen steht und Heu ablädt. In diesem Moment fährt eine Kutsche auf den Hof, Rotarmisten steigen ab, zwingen meinen Vater in die Kutsche und fahren ab.

Zehn Jahre lang sah ich seitdem meinen Vater nicht wieder. Bis 1950 erhielt die Familie nicht das geringste Lebenszeichen von ihm.

Eine erste Nachricht erhielten wir 1950 aus Torgau. Es folgten dann regelmäßig Briefe, und unsere Mutter durfte ihn einige Male besuchen. Die Besuche in der Haftanstalt Torgau waren für sie alles andere als ein freudiges Ereignis. Sie durfte den Vater zwar sehen, ein normales Gespräch zwischen Angehörigen ließ die ganze Atmosphäre nicht zu, schon gar nicht der anwesende Aufseher.

Wichtig für unseren Vater war in Torgau nur eins: Er durfte arbeiten, und das sogar in der Gärtnerei. In den Lagern Sachsenhausen und Bautzen, wo er vorher vom NKWD eingesperrt war, hatte ihm die Verurteilung zur völligen Untätigkeit schwer zugesetzt.

Von Sachsenhausen, Bautzen und einer Verurteilung durch ein Sowjetisches Militärtribunal erfuhren wir auch erst 1950.

Gesuche und Bitten unserer Mutter um Haftentlassung an Wilhelm Pieck, verfaßt mit Hilfe eines Rechtsanwalts, blieben unbeantwortet.

Wenn ich heute höre, daß es in den Torgauer Unterlagen einen Hinweis gibt, mein Vater sei "wegen Beraubung der sowjetischen Bevölkerung" 1946 von einem Sowjetischen Militärtribunal zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt worden, so will mir scheinen, daß hier ein pauschaler politischer Vorwurf mit drakonischer Härte auf eine Einzelperson abgeladen wurde. Es lag nicht im menschlichen Wesen meines Vater, andere zu bestehlen oder ihnen irgendwelches Unrecht zuzufügen.

1955 kehrte unser Vater endlich aus der Haft zurück. Ein Jahr war ihm durch den "Gnadenerweis" des Präsidenten Wilhelm Pieck "geschenkt" worden.

Er fand Arbeit beim VEAB, später bei der BHG. Sein Ein und Alles war zu Hause die Arbeit am Haus und in seinem großen Garten, den er wieder mit ganzer Hingabe bearbeitete.

Ich meine, die zehn Jahre Haft hatten ihn nervlich "fertig" gemacht. Die Folge seines Leidensweges war auch ein längerer Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt.

Auch später kam er mit sich und der Welt nicht klar. Als er wieder in nervliche Behandlung sollte, war er dazu nicht mehr bereit.

1967 nahm er sich das Leben.

den 21. 02. 1997

L. A
geboren 1924

A. L. stammt aus dem schlesischen Kreis Neiße.

1942 wurde er zur Wehrmacht eingezogen, war dann als Soldat in Frankreich, später in der Sowjetunion, wo er im wesentlichen nur den Vormarsch der Roten Armee erlebte.

Das Kriegsende erlebte er in Plauen im Vogtland. Hier geriet er in amerikanische Gefangenschaft. Das Leben im Gefangenenlager bei Plauen sei sehr frei gewesen, auch die Ernährung durch die Amerikaner sei gut gewesen.

Bereits nach einigen Wochen wurden er und weitere Gefangene offiziell mit einem entsprechenden Dokument aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft entlassen. Die jungen Männer vertrauten auf die Gültigkeit ihres Entlassungsscheins,

niemand wäre auf die Idee gekommen, daß irgendein Verbündeter der Amerikaner dieses Dokument anzweifeln könnte. So machten sie sich auf den Weg durch das sowjetische Besatzungsgebiet. Ihr Ziel war ihre schlesische Heimat.

In Görlitz wurden sie unerwartet von polnischen Zivilisten festgenommen. Sie wurden im Keller einer großen Schule eingesperrt. Verhöre gab es kaum, zu essen fast nichts.

Sie bekamen sogar Arbeit, nämlich den Ausbau von Viehwaggons. Hier hatten sie Pritschen und "Donnerbalken" einzubauen. Nach einigen Wochen gingen in diesen Waggons etwa 1.000 Gefangene auf einen Transport in die Sowjetunion.

Erste Station war Kowel, wo die Gefangenen in einem Sumpfgebiet beim Bau eines großen Güterbahnhofes eingesetzt wurden. Hier gab es auch die ersten Toten unter den Kameraden. Unterernährung und andere schlechte Bedingungen waren die Ursache dessen.

Im Spätherbst 1945 ging es auf Transport nach Moskau. Die Verpflegung in dem dortigen Lager war ebenfalls sehr schlecht: Täglich 200 Gramm Brot und eine "Krautjauche".

Von diesem Lager aus wurden die Gefangenen zu den verschiedensten Arbeitsstellen gefahren. A. L. fuhr täglich am Moskauer Kreml vorbei. Zeitweilig hatte er Glück, konnte er doch bei einem Stukkateur arbeiten. Trotzdem war er wiederholt körperlich soweit geschwächt, daß nur noch die Einweisung zur Küchenarbeit ihn wieder auf die Beine brachte.

Die Gefangenen brachten von den verschiedensten Arbeitsstellen alle möglichen nützlichen Gegenstände mit, die sie mit Hilfe der Miliz-Soldaten an die

Zivilbevölkerung verkauften. So kamen sie zu einigen Rubeln, mit denen sie sich ein wenig zu essen beschaffen konnten.

Beim Ausbau eines Zementsilos erlitten A. L. und andere Gefangene einen schweren Unfall. Sie wurden in ein ziviles Moskauer Krankenhaus eingeliefert, lebten dort ohne jegliche Bewachung und wurden behandelt wie jeder andere Patient des Krankenhauses.

Letzte Station seines Kriegsgefangenenendaseins war ein Lager in der Nähe von Moskau. Die Insassen dieses Lagers arbeiteten in einer Kohlengrube. Von hier erfolgte im Oktober 1949 die Entlassung. A. L. ging nach seiner Entlassung nach Kirchhain, weil seine Eltern von Schlesien hierher umgesiedelt worden waren. Hier fand er Arbeit bei der Deutschen Reichsbahn, wo er sein ganzes Berufsleben bis zu seiner Invalidität im Jahre 1981 verbrachte.

Auch heute noch lebt er mit seiner Frau in Doberlug-Kirchhain. Mit seinen Lebensbedingungen ist er recht zufrieden, leider macht ihm die Gesundheit sehr zu schaffen.

den 13. 11. 1996

LUDWIG, Heinz-Reinhard
geboren am 22.08.1928

Heinz-Reinhard Ludwig stammt aus Sallgast, er lebt heute in Nürnberg. Im folgenden sein Bericht:

Impressionen aus dem Lagerleben

Bei der großen Verhaftungswelle 1945 wurde auch ich im November in das Amtsgerichtsgefängnis Finsterwalde eingeliefert. Nach mehreren Verhören kamen wir dann über Luckau nach Cottbus. Am 5. Dezember 1945 wurden wir im offenen LKW von Cottbus nach Jamlitz transportiert. Bloß gut, daß wir nicht wußten, daß nun ein Märtyrium von fast drei Jahren (und für viele noch länger) begann. Alle waren dürtig gekleidet. Jeder hatte nur das an, was er bei der Verhaftung trug, manche nicht mal einen Mantel. In Finsterwalde, Luckau und Cottbus wurden wir zwar auch schon durchsucht, trotzdem wurden wir am Eingang nochmals richtig gefilzt. Uhren, Schmuck und Geld wurden zwar ordnungsgemäß eingetragen, doch man

konnte wohl schon ahnehmen, daß wir davon nichts wiedersehen würden. Was sich dann später bei der Entlassung in Mühlberg auch bestätigen sollte. Ich hatte noch ein Kartenspiel in der Größe eines Patience-Spiels retten können, aber nur, weil ich es zwischen den Beinen versteckt hatte. Später sollte es uns über viele Mußestunden hinweghelfen, bis es an Überbenutzung einging.

Wer aber dachte, mit der Filzerei wäre es vorbei, der irrte sich, denn in der Baracke, in der wir auf dreistöckigen Holzpritschen (vier Personen je Etage) hausen mußten,

kam der Barackenälteste (so ein Quasi-Kompaniechef) und forderte unter Androhung von Strafen die Abgabe von nicht statthaften Gegenständen. Und so mancher hatte aus Angst auch noch das abgegeben, was vorher nicht gefunden wurde. Daß die deutschen "Unterführer" sich dabei nur selbst bereichern wollten, wurde uns schnell bewußt.

Diese Bereicherung setzte sich auch im späteren Lagerleben fort. Unser Barackenältester war ein ehemaliger RAD-Führer, der wohl oft glaubte, noch seine RAD-Einheit vor sich zu haben. Aus mir unerfindlichen Gründen hatte er sich ein Bügeleisen unter den Nagel gerissen. Freunde, die er wohl in der Küche hatte, müssen ihm Fleisch zugeschanzt haben, was er sich auf dem Bügeleisen zubereitete. Manchmal bekamen wir auch eine Zuckerration, die aus einem Eßlöffel voll bestand. Wir wußten aber weder, wieviel uns als Ration zustand, noch, ob es ein gestrichener oder gehäufter Eßlöffel sein sollte. Auch hier bereicherte sich der Verteiler, denn wie sonst hätte er sich aus dem zurückbehaltenen Zucker Schnaps brennen können. Natürlich war der Gernegroß vom RAD nicht gerade beliebt bei uns.

Täglich war Zälappell, wozu wir alle vor der Baracke antreten mußten. Der Barackenälteste meldete an den Lagerkommandanten, und die Zählerei ging los. Erste Reihe durchgezählt, drei Schritt vortreten, zweite Reihe dasselbe und dann die dritte Reihe. Natürlich ging das alles nicht so schnell, weil die Russen sich oft verzählten und wir in der zugigen Kälte dann länger stehen mußten. Eines Tages war es wohl dem Kommandanten Leutnant Schaljapin zuviel, immer nur die Worte in deutsch zu hören. Er verlangte dann die jeweilige Meldung in russischer Sprache. Und so mußte auch unser Gernegroß fleißig üben, damit er die Meldung in russisch sprechen konnte. Das klappte auch soweit ganz gut, nur als am Schluß das Kommando "Rührt Euch" gegeben werden sollte, gibt es ein Wort im Russischen, was so ähnlich klingt, aber "Krieg" bedeutet. Das aber jedenfalls brüllte unser Barackenältester aus voller Kehle, Schaljapin erstarrte, machte dann aber gute Mine zum Spiel. Unser "Chef" war blamiert, und das gönnten wir ihm.

Obwohl wir zu Beginn unseres Lagerlebens alle unsere Haare einbüßten, weil wir kein Ungeziefer reinschleppen sollten, hatten wir doch später noch oft mit Wanzen und Flöhen Bekanntschaft machen müssen. Ein späterer Bett- oder besser Pritschennachbar Christian von Zitzewitz (er war der Sproß einer Generalsfamilie) wurde wohl vom Internat aus verhaftet und hatte jeden falls eine Steppdecke mit, die aber besonders anfällig für Ungeziefer war. So gingen wir morgens oft vor der Baracke gemeinsam in den Nähten der Steppdecke auf Flöhesuche.

Aber es gab auch manchmal Erfreuliches in diesem trostlosen Dahinvegetieren. Ab und zu durften wir das Lagertheater besuchen. Denn wir hatten ja in Gustaf Gründgens einen prominenten Schauspieler als Mitgefangenen in unserer Mitte, der in sehr kurzer Zeit Teile aus Operetten und Ballett kreierte, obwohl keinerlei Noten usw. da waren und es auch kein Papier gab, um etwas aufzuschreiben, womit auch. Neben vielen anderen mir unbekanntem Theaterleuten und Musikern war auch Marianne Simson von der Berliner Oper in Jamlitz, die natürlich eine große Bereicherung war. Sonst durften ja die Frauen nicht in das Männerlager (wo sich das Theater befand), aber man behalf sich mit einem Männerballett.

Im Winter 1945/46 froren wir erbärmlich in unserer dünnen Kleidung, 1946 mußten wir auch noch eine Kürzung unserer täglichen Brotration von 500 auf 300 Gramm hinnehmen, was viele nicht überlebten. Im Spätherbst 1946 kamen Gerüchte auf, daß Transporte nach Rußland gehen sollten, die dadurch noch erhärtet wurden, daß eine Ärztekommision eine Auswahl vornahm, wer arbeitsfähig sei und wer nicht. Zunächst achten wir wohl alle, schlimmer als in Jamlitz kann es wohl auch nicht sein, und viele hofften, bei der Auswahl der Arbeitsfähigen dabei zu sein. Mein Freund Hans Engelbrocht (er war vorher eine Zeitlang als Läufer in der Kommandantur und ein bißchen besser beisammen) wurde also selektiert, und ich mußte wohl

schon ziemlich abgemagert gewesen sein, jedenfalls hat mich die Ärztin nicht genommen. So trennten sich dann unsere Wege, denn Hans kam in Januar nach Rußland und ich danach mit einem Transport nach Mühlberg. Mit der Abschiebung der restlichen Gefangenen war damit das Lager Jamlitz praktisch aufgelöst.

Unser Transport nach Mühlberg erfolgte natürlich nicht im Personenzug, sondern in verschlossenen Güterwagen zu je 50 Häftlingen. Wir hatten keine Sicht nach draußen, nur ab und zu konnten wir durch die oberen Luken etwas sehen, Uns wurde ja nicht gesagt, wohin die Reise geht, bis einer sagte, wir kommen durch Finsterwalde. Da wußten wir wenigstens die Richtung. Wir wurden auf freiem Feld ausgeladen. (Später in Mühlberg habe ich erfahren, daß das der Bahnhof Neuburxdorf gewesen sein muß). Vor dem Abmarsch in das Lager wollte die uns begleitende Wachmannschaft unbedingt nochmals ein Vergnügen haben. Jedenfalls mußte der Mitgefangene, der "Singende Säge" bei sich hatte, nochmals eine Melodie spielen, während Wir an den Geleisen standen.

In Mühlberg war es zunächst auch nicht besser als in Jamlitz. Die in Jamlitz schon erfolgte Kürzung der täglichen Brotration auf 300 Gramm galt natürlich hier auch noch. Erst im Frühjahr wurde die Ration auf 600 Gramm heraufgesetzt. Dann gab es auch wieder ab und an einen Löffel Zucker, die Hygiene war praktisch auf ein Minimum beschränkt. Alle 8 Tage konnten wir mal zum Rasieren gehen, alle drei Wochen zum Duschen. Toilettenpapier gab es nicht, höchstens mal ein Stück Papier in der Größe eines Handtellers. Bekleidung hatten wir nur das, was wir an hatten. Wer eine Decke sein Eigen nennen konnte, war gut dran. Die Toten wurden später auch nur noch nackt bestattet, um wieder etwas mehr Kleidung zu haben.

Das Lager Mühlberg war in verschiedene Zonen eingeteilt, die normalerweise nicht gegeneinander betreten werden durften. Irgendwann im Laufe des Jahres 1947 hatten ich und 17 weitere Jugendliche aus unserer Baracke das Glück, einem Arbeitskommando anzugehören. Dieses Arbeitskommando bestand darin, daß wir einen Leiterwagen hatten, den wir allesamt zogen und schoben und alle möglichen Gegenstände durch das Lager transportierten. Das waren z.B. Küchenabfälle von den Küchen zum Wirtschaftshof oder frisch geformte und in der Luft getrocknete Lehmziegel, die für irgendwelche Bauten benötigt wurden. Oder auch Materialien zu den Küchen. Dadurch kamen wir natürlich durch alle Zonen, auch in das sonst streng abgeteilte Frauenlager. Ich kann mich erinnern, daß wir eines Tages einige Fässer Sauerkraut transportierten. Da wir sonst an Lebensmittel nicht herankamen, taten wir uns erst einmal an unbeobachteten Stellen gütlich daran, Dann hatte ich die Idee, dem Werner Lehmann und seinen Leidensgenossen auch etwas abzugeben, der in der Zone 3 untergebracht war. Nun konnten wir ja nicht mit den

Fässern vorfahren. Da habe ich mir eine Manteltasche voll Sauerkraut gestopft und sie ihm dann gegeben. Das war keine schöne Angelegenheit, das Sauerkraut tropfte durch den Mantel, aber es hat geklappt. Im Frauenlager hatte ich bei der Geleageheit auch wieder Kontakt mit Christa Schäfer bekommen, die sich dann anbot, mir ein paar Strümpfe zu stricken, wenn ich denn Wolle hätte. Ich habe dann wochenlang alle möglichen Wollreste oder andere Garne aus gewesenen Unterhemden usw. aufgetroddelt und zu einem knallbunten Knäuel gewickelt. Jedenfalls hat mir Christa dann ein paar Strümpfe gestrickt mit Tausenden von Enden, weil ich ja alle Reste aufgerollt hatte. Diese Strümpfe sollten später bei der Entlassung noch eine Rolle spielen.

Bei den Fahrten durch das Lager hatten wir immer wieder einen Hund gesehen, der durch alle möglichen Zonen frei spazieren durfte. Wir hatten schon vermutet, da der Pinscher den Russen gehört. Aber das es das Eigentum vom russischen Kommandanten war, haben wir erst viel später erfahren. Jedenfalls muß uns wohl der Teufel geritten haben, daß wir auf die Idee kamen, den Hund zu schlachten. Eines Tages im Januar war es dann auch soweit. Seitlich von den Baracken war immer für 4 Baracken eine große Latrine. Und hinter unserer Latrine hatten wir unseren Leiterwagen abgestellt. Wir lockten den Hund abends irgendwie dorthin, banden ihn an die Deichsel und erschlugen ihn mit einem Knüppel. Das Problem war nun die weitere Verarbeitung. Etwas hatten wir schon vorgesorgt. Wir bekamen ja für unseren Arbeitseinsatz abends öfter einen Nachschlag von einem halben Liter Suppe. Nun erzählten wir unserem Barackenältesten, daß wir an diesem Tag Knochen von der Küche bekommen hätten und ob wir uns die Knochen kochen könnten. Ich muß hinzufügen, daß wir in großen Doppelbaracken von je 250 Mann untergebraeht waren, in deren Mitte sich die Waschräume und ein Kessel befanden. Mit dem angeblichen Knochenkübel wurde der Hund in die Baracke gebracht. Jetzt erzählten wir, daß wir für den Sonntag noch einige Lieder einüben müßten und ob wir, um die anderen in der Baracke nicht zu stören, dies auch im Waschraum tun könnten. Nun übten wir angeblich fleißig, während hinter uns und vor dem Kessel zwei von uns dem Hund das Fell abzogen, ihn ausnahmen, zerteilten und in den Kessel schmissen. Einer hatte noch ein paar Mohrrüben besorgt in Ermangelung anderer Gewürze. Es hat dann lange gedauert, doch gegen 2 Uhr nachts verspeisten wir dann heimlich den Hund. Natürlich blieb das Ganze nicht geheim. Die Baracke "duftete" danach und irgendjemand hat uns verraten, denn morgens kam gleich ein Melder von der Lagerleitung, der uns zum Verhör brachte. Zuerst zum deutschen Lagerleiter, aber dann war plötzlich der russische Kommandant da. Da erfuhren wir auch, daß es sein Hund war, den wir nachts verspeist hatten. Er wollte nun unbedingt wissen, wer von uns das Tier geschlachtet hatte. Sagte uns dabei auch noch, wenn wir Hunde töten, dann würden wir wohl auch kleine Kinder töten. Das ging so eine Stunde ohne Ergebnis hin und her, bis sich die zwei "Täter" leider selbst meldeten. Sie wurden gleich abgesondert und bekamen 30 Tage verschärften Arrest. Das war im Winter besonders schlimm, denn in der Arrestzelle gab es als Liege nur einen Betonklotz und als Heizung diente jeweils für 2 Zellen ein Ofen, der mit Rohbraunkohle geheizt wurde. Außerdem brannte Tag und Nacht eine starke nackte Glühbirne. Sie hatten die 30 Tage aber überstanden und Freunde aus ihrer Heimat, die in der Küche tätig waren, sorgten dann für ein Unterkommen in derselben.

Für 8 Tage wurden die restlichen "Übeltäter" in die Strafbaracke eingesperrt, die die gleiche Größe hatte, wo sonst 250 Menschen vegetieren mußten. Und wir bekamen

laufend von der russischen Bewachung Besuch, weil die sehen wollten, wer denn nun den Hund gegessen hatte. So haben wir die "Strafe" leicht überstanden. Viel schlimmer war, daß wir durch diese dumme Sache unseren Posten los waren. Denn andere Jungen waren natürlich froh, die Arbeit übernehmen zu können. Das Thema Hund war dann im Lager so bekannt, daß dann im Lagertheater sogar etwas darüber dargeboten wurde.

Im Frühjahr 1948 hatte ich dann doch noch einmal Glück. Ich kam als "Kesseljunge" in die Küche. Unsere Aufgabe war es, die Kessel morgens mit den in der Nacht geschälten Kartoffeln zu bestücken und nach der Essensausgabe die Kessel zu reinigen. Das war eine anstrengende Arbeit für ausgehungerte Jungen, denn dieselben hatten immerhin ein Fassungsvermögen von 300, einige sogar von 400 Litern. Vorteil war natürlich, daß wir dort mehr Suppe essen konnten, als die anderen Lagerinsassen. Leider war mir das nur 4 Wochen vergönnt, denn durch die Zugluft bei den offenen Fenstern bekam ich eine doppelseitige Rippenfellentzündung und mußte in das Lazarett umziehen.

In diese Zeit fielen auch die ersten Quarantänepreparierungen. Die Versorgung wurde etwas besser. Es gab sogar drei oder vier Zigaretten pro Tag, die die Nichtraucher sofort wieder eintauschten. Die Lagerstraße war die Grenze geworden. Auf der einen Seite waren die zur Entlassung vorgesehenen, auf der anderen Seite die Verbleibenden, die ja zu dem Zeitpunkt noch nicht wußten, daß sie nach Buchenwald kommen würden.

Am 21. Juli 1948 war es dann endlich auch für mich soweit. Zur Entlassung gehörte auch, daß wir neue Kleider erhielten, u.a. auch Fußlappen statt Strümpfe. Wir sollten ja „draußen“ nicht auffallen. Meine schön bunt gestrickten Strümpfe von Christa mußte ich dalassen, wie gern hätte ich die als Andenken behalten.

In einer anderen Stube wurde von einem Offizier der schon im Vorhinein vom Landespolizeichef des Landes Brandenburg unterschriebene Entlassungsschein ausgefüllt, der auch gleichzeitig als Fahrschein zum Heimatort galt. Denn Geld hatten wir natürlich keines und die RM 170,-, die mir bei der Einlieferung in Jamlitz abgenommen wurden, waren natürlich auch weg. Meine Rippenfellentzündung hatte ich immer noch, außerdem Hungerödeme dritten Grades (Dystrophie 3). Dank lieber Menschen habe ich mich langsam erholt, aber als „Erinnerung“ habe ich eine 50%-ige Schwerbehinderung.

Nürnberg, den 30. Juli 1997

LUTTMANN, August
geb. am 02.08.1894

Frau Elfriede Wolff, wohnhaft in Finsterwalde, berichtet über ihren Vater:

Meine Eltern wohnten um 1920 in Raszkow, Provinz Posen, und waren Teilhaber eines Mühlenbetriebes. Die Provinz Posen war nach dem 1. Weltkrieg an Polen gefallen. Wir waren 4 Geschwister, 3 Mädchen und ein Junge der Jahrgänge 1921, 1924, 1926 und 1928. Wir wuchsen also in Polen auf, wobei in unserer Gegend sehr viele Deutsche wohnten. Im Laufe der Zeit wurde jedoch mehr und mehr polnisch

gesprachen, die Beziehungen zwischen Polen und Deutschen waren aber problemlos. Da meinen Eltern das Erlernen des Polnischen nicht mehr so recht gelang, bemühte sich mein Vater 1934 um die Ausreise nach Deutschland.

Im Herbst 1937 zogen meine Eltern mit uns 4 Kindern nach Finsterwalde. Sie kauften hier die aus Alters- und gesundheitlichen Gründen bereits stillgelegte Mahl- und Ölmühle Täschner.

Nach verschiedenen Umbauten eröffneten meine Eltern zum 01.01.1938 das Geschäft. Neben noch zwei anderen Mitarbeitern mußten meine Mutter und wir Kinder, wo es nur irgend möglich war, mithelfen. Es war nach der Stilllegung der Mühle für uns äußerst schwer, wieder Kunden heranzuziehen.

Inzwischen begann der Krieg, und mehr und mehr Männer wurden eingezogen. Da mein Vater noch zu Hause war, trat man des öfteren an ihn heran, der NSDAP beizutreten, was er dann auch 1942 gegen den Willen der Mutter tat. Einige Zeit später legte man ihm nahe, den Posten eines Stellvertreters des Zellenleiters in der Partei zu übernehmen. Da mein Vater wirklich keine Zeit dafür hatte, wies man ihn darauf hin, daß wir Töchter ihm doch dabei behilflich sein könnten, zumal insbesondere ich, die im elterlichen Betrieb Großhandelskaufmann lernte, dafür in Frage käme. Es handelte sich dabei meistens um Informationen, die in unser Mühlenbüro gebracht wurden, die vorwiegend Luftschutzmaßnahmen enthielten und die ich an die Blockwarte weiterzugeben hatte. Mein Vater hat weder eine Uniform der Partei besessen, noch irgendwelche Parteiversammlungen besucht.

Inzwischen war es Mai 1945 geworden. In der Nacht vom 3. zum 4. Mai kam ein Trupp Russen in unsere Wohnung, durchsuchte alles, ließ sich Ausweispapiere zeigen und nahm schließlich unseren Vater mit, angeblich zur Arbeit auf dem Flugplatz.

Da mein Vater in den darauffolgenden Tagen nicht nach Hause kam, erkundigten wir uns nach seinem Verbleib. Obwohl uns niemand etwas Genaueres sagen konnte, sickerte es durch, daß mein Vater mit noch mehreren Männern im Keller des Gerichtsgebäudes gefangen gehalten wurde. Am ersten Pfingstfeiertag, dem 20.5.1945, riefen uns Nachbarn zu, daß unser Vater mit anderen Gefangenen auf der jetzigen Berliner Straße in Richtung Bahnhof abgeführt wird. Auf dem Güterbahnhof hatten meine Schwestern und ich die Möglichkeit, unseren Vater zu umarmen. Dann durften wir ihm noch frische Wäsche bringen, möglicherweise weil wir unsere Polnischkenntnisse zur Verständigung nutzen konnten.

Später erfuhren wir, daß der Transport in Richtung Sagan gefahren sei. In Wirklichkeit ist der Transport nach Rußland gekommen. Mein Vater gelangte in das Donezbecken, wo er in einem nur 70 cm hohen Schacht bei der Arbeit entweder auf den Knien oder dem Gesäß rutschen mußte.

Die Finsterwalder Stadtverwaltung versuchte im Juni 1945 wiederholt, die Abwesenheit unseres Vaters zu nutzen, um seinen Betrieb der Konsumgenossenschaft anzugliedern. Unserer beherzten Mutter gelang es jedes Mal, diese Vorhaben abzuwehren.

Im Spätsommer, so nach den Angaben meines Vaters, wurde er in Rußland von Offizieren vernommen und nach seiner Tätigkeit während des Krieges befragt. Kurz danach sei er zum Rücktransport vorgesehen gewesen. Allerdings war er so

abgemagert, daß er zunächst in eine Küche abkommandiert wurde, um sich zu erholen. Dann, am 7. Oktober 1945, wurde er mit Verpflegung für 7 Tage zum Rücktransport gebracht.

Angekommen ist er 5 Wochen später, am 10. November 1945. Vater war so abgemagert, daß wir ihn erst erkannten, als er mit uns sprach.

Am 25. November 1945 starb mein Vater an völliger Entkräftung.

den 22.01.1997

Merkel, Harry

geb. am 2. 5. 1930, verstorben am 19. 4. 1967

Die Ehefrau, Rosemarie Woita verwitwete Merkel, wohnhaft in Doberlug-Kirchhain, berichtet:

Harry Merkel hatte 1944 als 14jähriger eine Friseurlehre begonnen. Unmittelbar nach Kriegsende holte ihn das NKWD aus dem Friseurgeschäft, in dem er lernte, weg. Nur für ein paar Tage, wie es hieß.

Erste Verhöre gab es in Luckau wegen des Verdachts auf Werwolfzugehörigkeit. Stationen seiner Internierung waren die Lager Jamlitz, Mühlberg und Buchenwald. In Jamlitz traf H. Merkel auf den Kirchhainer Herbert Weiß.

Der Aufenthalt in Buchenwald brachte ihm gewisse Erleichterungen, weil er hier als Friseur arbeiten durfte. Das führte zu gewissen bescheidenen Bewegungsfreiheiten im Lager, manchmal brachte es auch kleine Vorteile hinsichtlich der Verpflegung.

1950 erfolgte die Entlassung aus Buchenwald. Nie hatte H. Merkel einen wahren oder angeblichen Grund für seine Internierung erfahren. Selbst die Mitgliedschaft zur Hitlerjugend kann kein Haftgrund gewesen sein.

Nach der Entlassung aus der Internierung nahm H. Merkel seine Friseurlehre wieder auf und beendete diese im Alter von 21 Jahren. 1955 heiratete er. 1967, noch keine 37 Jahre alt, erlag er einem Krebsleiden.

Im Lager Buchenwald geschlossene Freundschaften hielten bis zu seinem Tode an.

den 20.09.1996

MESSERSCHMIDT, Friedrich

geboren am 21.10.1897

Friedrich Messerschmidt schrieb in seinen letzten Lebensjahren seinen Weg durch die NKWD-Lager selbst auf. Aus seinem Bericht und aus den Aussagen seiner Tochter, Frau Helga Homola, wohnhaft in Doberlug-Kirchhain, ergibt sich folgendes:

Seit der Weimarer Zeit war F. Messerschmidt ein überzeugter Sozialdemokrat. Für die Faschisten hatte er nur Haß und Verachtung übrig. Seine Feindschaft zu den Nazis blieb nicht unbemerkt, einige Haussuchungen waren die Folge. Die Vereinigung von SPD und KPD im Jahre 1946 begrüßte er, sah er doch in diesem Schritt den Weg in eine bessere Zukunft.

Vor und während des Krieges arbeitete F. Messerschmidt in der Finsterwalder FIMAG. Hier war er Schlossermeister und Leiter einer Versuchsabteilung. In dieser Eigenschaft hatte er viel mit polnischen Ostarbeitern und Kriegsgefangenen verschiedener Nationalität zu tun, die in einem Lager der FIMAG untergebracht waren.

Die Tochter erinnert sich, daß in dieser Zeit, vor allem an Sonntagen, Polen zu Gast in der Familie waren. Der Vater habe auch die Gefahr nicht gescheut, für manchen Fremdarbeiter etwas zu essen mitzunehmen. So mancher Gebrauchsgegenstand sei aus der Familie an die Lagerinsassen gegangen. In der Betriebsküche habe der Vater Verbesserungen in der Versorgung der Kriagsgefangenen bzw. Ostarbeiter bewirken können.

Beim Zusammenbruch des Faschismus habe nicht einziger der Gefangenen einen Anlaß gesehen, dem Vater auch nur in geringsten ein Haar zu krümmen.

Unmittelbar nach dem Kriege eröffnete F. Messerschmidt eine eigene Reparaturwerkstatt für landwirtschaftliche Maschinen in Doberlug. Das Nachkriegsleben schien wieder in normale Bahnen zu kommen.

Dann aber kam der 15. September 1946. Ein deutscher Polizist bat gegen Abend F. Messerschmidt ins Rathaus nach Kirchhain, zu einer Besprechung der Wahlkommission. Er tappte nichtsahnend voll in diese Falle. Unversehens landete er in einem GPU-Keller in der Nähe des Kirchhainer Schwimmbades.

Dort gab es dann Fragen und Beschuldigungen zu seinem Umgang mit den Ausländern in der FIMAG. Die Unterschrift unter ein Protokoll, das er nicht lesen konnte, wurde von ihm durch Prügel erpreßt.

In diesen Verhören wurde ihm auch ein "Beweismittel" vorgelegt, nämlich die schriftliche Denunziation eines ehemaligen Kollegen, der 13 FIMAG-Meister der Gefangenenmißhandlung beschuldigt hatte. Ganz offensichtlich, nur um sich selbst freizukaufen.

Die Familie hatte Hinweise vom Aufenthaltsort des Vaters bekommen und glaubte, ein Mißverständnis aufklären zu können. Die Familien wirklicher Nazis lösten ihr Problem anders: Sie kauften ihre Inhaftierten mit einem geschlachteten Kaninchen frei.

Von Kirchhain war es dann der damals übliche Leidensweg: Zuchthaus Luckau, Lager Jamlitz und Buchenwald, und schließlich sogar 1950 noch die Verurteilung in Waldheim. Bis 1950 hatte die Familie nicht ein einziges Lebenszeichen vom Vater.

Als die Auflösung des Lagers Buchenwald bevorstand und F. Messerschmidt an den Abbauarbeiten teilzunehmen hatte, sah er seine Freiheit vor Augen.

Und es kam die unglaubliche Überraschung. F. Messerschmidt wurde zur Aburteilung an die deutschen Behörden nach Waldheim überstellt.

Hier gab es dann eine "Gerichtsverhandlung". Ganze zehn Minuten dauerte die Farce. Einen Verteidiger gab es auch nicht. Das Urteil lautete: Zehn Jahre Haft und Einzug des Vermögens wegen Gefangenenmißhandlung. Das bedeutete Enteignung des selbst erbauten Hauses und der Ersparnisse.

Die Richterin, Frau Dr. Hilde Benjamin, auch Justizministerin der DDR, habe sich zu einem unglaublichen Vorwurf verstiegen: Die damalige Sorge des Angeklagten um die bessere Versorgung der Ostarbeiter und Kriegsgefangenen habe doch nur einem Ziel gedient, nämlich diese noch mehr ausbeuten zu können.

Die Familie in Doberlug durfte in ihrem Hause wohnen bleiben, hatte aber fortan Miete zu zahlen.

Seit der Verurteilung in Waldheim gab es regelmäßige Kontakte mit der Familie. Die Ehefrau und die erwachsenen Kinder durften den Vater wiederholt in Waldheim besuchen.

Frau Homola berichtet, daß diese Besuche in Waldheim das Grausamste waren. Man hatte den unschuldig Verurteilten vor sich, hinter einem Gitter, durfte aber im Prinzip über nichts miteinander reden. Nicht einmal Familienfotos durften gezeigt werden.

Für beide Töchter, damals jung verheiratet und schwanger, sei diese Situation jedesmal unerträglich gewesen. Diese seelischen Belastungen haben bei beiden Töchtern zu dauerhaften Schäden geführt. Frau Homola sagt, sie sei dadurch stets in Behandlung gewesen, auch heute noch sei sie ein reines Nervenbündel. Der frühe Tod der Schwester stehe ganz bestimmt auch im Zusammenhang mit dem erlittenen Leid. So seien die Nachkommen und ihre Familien noch heute mit den Spätfolgen des Unrechts belastet.

Auf Grund einer Amnestie wurde F. Messerschmidt am 5. 10. 1952 aus Waldheim entlassen. Vorher war er in der Haft sogar "Aktivist" geworden.

Sein Haus durfte die Tochter später zurückkaufen.

Zur Arbeit zog es den Vater in seine FIMAG zurück, nicht zurück zog es ihn in die Partei, die er in Doberlug 1946 mitgegründet hatte.

1973 verstarb Friedrich Messerschmidt. Die Kraft hatte zuletzt nicht mehr ausgereicht, seine Erinnerungen an den Leidensweg zu Ende zu schreiben.

den 23.10.1996

Anlagen Kopien von F. Messerschmidts Aufzeichnungen
 Gnadengesuch der Ehefrau an das DDR-Justizministerium
 Entlastende Bescheinigungen von Kollegen an
 sowjetische und deutsche Stellen

Aus den Aufzeichnungen von F. Messerschmidt:

Mein Leidensweg durch die Gefängnisse und Internierungslager des NKWD und das Zuchthaus Waldheim der V. P.

Zur Einleitung möchte ich Ihnen meinen Lebenslauf bis zu meiner Verhaftung schildern, damit Sie einen besseren Überblick erhalten.

Ich bin am 21.10.1897 als Sohn einer kinderreichen Landarbeiterfamilie geboren und mußte schon als Kind meinen und meiner Geschwister Lebensunterhalt bestreiten helfen. Da ich nach meiner Schulentlassung keine Stelle als Schlosserlehrling bekommen konnte, habe ich zunächst als Zuschläger in einer Grubenschmiede gearbeitet. 1916 wurde ich Soldat und habe dann bis zum Schluß am Kriege teilgenommen. Nach meiner Entlassung im Jahre 1918 konnte ich dann endlich meinen Wunsch das Schlosserhandwerk zu erlernen erfüllen.

In dem gleichen Betrieb in dem ich meine Lehrzeit durchmachte arbeitete ich dann als Schlosser und Monteur bis zum Jahr 1938. Da ich gesundheitlich nicht auf der Höhe war, wurde mir vom Arzt geraten eine andere Arbeitsstelle anzunehmen. Ich wurde nun vom Arbeitsamt als Schlosser zur "Fimag" vermittelt. Auf Grund meiner fachlichen Kenntnisse wurde ich nach einigen Wochen Vorarbeiter und nach 2 Jahren Tätigkeit wurde ich als Meister angestellt und als Abteilungsleiter der Versuchsabteilung eingesetzt. Die Stellung hatte ich bis zum Zusammenbruch des Hitlerregimes inne. Nach dem Zusammenbruch arbeitete ich zunächst als Reparaturschlosser bei der Reichsbahn. Da ich nicht Mitglied der NSDAP war sondern von Jugend auf Sozialdemokrat war, wurde mir im Oktober 1945 Gewerbe genehmigung für landwirtschaftliches Montieren erteilt. Unter großen Schwierigkeiten habe ich mit einem Mann gearbeitet, bis ich dann plötzlich am 5. September 46 von der V.P. zum NKWD geholt wurde.

Am 5. September 1946 war ich den ganzen Tag über Land, auf Montage gewesen und war todmüde. Ich hatte gerade mein Abendessen eingenommen und wollte mich meiner wohlverdienten Ruhe hingeben, als ich plötzlich ein Motorrad vor meinem Häuschen halten hörte. Ich ging zur Tür, um nachzusehen, wer so spät noch zu mir wollte. Es war 9 Uhr abends. Als ich die Tür aufmachte, stand ein Volkspolizist vor mir und forderte mich auf, mit zur politischen Polizei zu einer kurzen Vernehmung zu kommen. Ich war mir keiner Schuld bewußt und ging ohne mich von meinen Angehörigen zu verabschieden, da ich glaubte, daß es nicht so lange sein würde. Als ich dort ankam, wurde ich sofort in einen unglaublich schmutzigen Keller gesperrt. Nach 2 Stunden wurde ich dann vom Dolmetscher zur Vernehmung geholt.

Hier wurden mir erst meine sämtlichen Taschen ausgeplündert. Führerschein, Zulassungspapiere für mein Motorrad u. sämtliche anderen Papiere wurden mir abgenommen. Nun ging die eigentliche Vernehmung los. Zunächst wurde ich gefragt, wo ich gearbeitet habe, was ich für eine Stellung inne hatte. Nun wollte man wissen, ob ich Ausländer beschäftigt habe und ob ich Strafzettel geschrieben habe. Das mußte ich verneinen, und man konnte mir so etwas auch nicht nachweisen. Als ich erwiderte, ich könnte doch Zeugen benennen, daß ich die Leute anständig behandelt habe, wurde ich ins Gesicht geschlagen und mir geantwortet, wir brauchen keinen Entlastungszeugen, wir brauchen einen Belastungszeugen. Als ich ihnen sagte, ich wünschte, daß die Polen hier wären und könnten über mein Verhalten aussagen, wurde mir geantwortet, wenn sie hier wären, dann würden sie Dich doch belasten, denn sonst würden sie wegen Beihilfe eingesperrt werden.

Ein Zeichen dafür, was für ...

Die weitere handschriftliche Aufzeichnung liegt im Kreismuseum Finsterwalde vor.

NOWAK, Wilhelm

geboren am 13.10.1896 in Groß-Friedrichs-Tabor, Schlesien

verstorben am 01.02.1945 im Seziallager Nr. 2 des NKWD,

Buchenwald

Als Nachkomme böhmischer Aussiedler ist W. Nowak im Elternhaus in Mittelschlesien mehrsprachig, d. h. auch tschechisch und polnisch, aufgewachsen. Seit 1920 lebt er in Finsterwalde und arbeitet als Tischler bei der Fa. Starig, später bei der Fa. Schwennicke.

W. Nowak ist Sozialdemokrat, eine Zeit lang Reichsbannerführer. Den 2. Weltkrieg erlebt er als Soldat der Kavallerie bis 1941. Ausgemustert, wird er in die FIMAG dienstverpflichtet.

Wegen seiner polnischen Sprachkenntnisse wird W. Noack ab 16.11.1943 als Lagerführer im Polen-Lager der FIMAG, Am Holländer eingesetzt (1943 sind dort 661 Polen in der Rüstungsproduktion beschäftigt).

Beim Heranrücken der Roten Armee im April 1945 hat sich W. Nowak mit einem Teil der Polen westwärts in den FIMAG-Zweigbetrieb Schilda in Marsch zu setzen. Doch die Front holt sie schnell ein. Er verteilt die Lebensmittel. Die Polen setzen sich heimwärts ab. Er kommt nach Hause.

Am 21.04.1945 wird Finsterwalde von der Roten Armee eingenommen.

W. Nowak arbeitet dann als Lagerleiter bei der Spedition Homagk und schon bald wieder auf seinem alten Arbeitsplatz als Tischler bei der Fa. Schwennicke.

Im Juni 1945 wird W. Nowak von zwei Finsterwalder Hilfspolizisten zu tagelangen Verhören durch das NKWD in die Villa Thierak auf den Langen Damm abgeholt. Tagelang wird er auch im Amtsgericht festgehalten und verhört.

Seine Tochter darf dorthin auch Essen für ihn bringen.

Aus dem Zuchthaus Luckau wird er im Ergebnis der Verhöre nach Hause entlassen. Doch kurze Zeit danach wird er wieder abgeholt und zu Verhören durch die Operative Gruppe des NKWD in das Amtsgericht Cottbus gebracht. Und wieder kommt er nach Hause. Doch er ist ein angeschlagener Mann, und er schweigt.

Im Dezember 1945 folgt eine neue Verhaftungswelle. Ein Kassiber vom 08.12.1945 aus dem Amtsgericht Finsterwalde informiert ihn über die Verhaftung O. Magisters, seines Stellvertreters aus dem Polenlager, und die Anschuldigung gegen diesen. Genannt wird

auch der Name der Denunziantin, einer Finsterwalderin aus dem Lagerpersonal.

Am 13.12.1945 wird W. Nowak wieder abgeholt und in das Amtsgericht Finsterwalde gebracht. In einem Kassiber beruhigt er seine Frau mit den Worten "Ich werde in keiner Angelegenheit belastet" und teilt ihr die Namen und Adressen der mit ihm Inhaftierten mit: Jurisch, Jakob, Magister.

Mit Protokoll vom 04.01.1946 wird W. Nowak von der Operativen Gruppe Cottbus an das Spez.-Lager Nr.6 des NKWD (Jamlitz) als "Resident der Abwehr der Gestapo" übergeben. Nach dem Protokoll des NKWD vom 02.04.1947 ist er einer von 1052 Internierten, die in das Speziallager Nr.1 (Mühlberg) überführt werden: Nr.32419, Resident der Abwehr.

Im Übergabe-/Übernahmeprotokoll des NKWD vom 12.09.1948 kommt W. Nowak mit 1040 Internierten in das Speziallager Nr. 2 (Buchenwald).

Der Mitinternierte Brouwer hat ihn dort schwerkrank im Lazarett gesehen und die Angehörigen nach seiner Entlassung informiert.

Der Suchdienst des DRK übermittelt am 25.04.1975 die Todesmeldung des sowjetischen Roten Kreuzes vom 04.01.1974: "Nowak, Wilhelm, verstorben am 01.02.1949 auf dem Territorium der Sowjetunion".

In der "Liste der Verstorbenen des Spezkontingents des Spezlagers Nr. " der SWA" finden wir W. Nowak unter der Position 17.

Heute mahnen stählerne Stelen über den Massengräbern des Speziallagers Nr. 2 auf dem Ettersberg.

Recherchiert und aufgeschrieben von Wolf-Rainer Krüger, Meißen

QUELLMALZ, Erich
geboren am 20.01.1894

Martin Quellmalz, wohnhaft in Finsterwalde, erinnert sich an folgende Einzelheiten über seinen Vater:

Mein Vater arbeitete von 1919 bis 1945 in der Reichelt Metallschrauben AG als Industriekaufmann. Als Mitglied der NSDAP hatte er die Funktion eines Amtswalters, gleichzeitig war er Vorsitzender des Kreisparteigerichts.

Wegen einer schweren Kriegsverletzung, die ich als Soldat erlitten hatte, erlebte ich das Kriegsende in Finsterwalde. Mein Vater arbeitete weiterhin in seiner "Schraube", wo auch er sehr bald nach dem Krieg an den Demontagearbeiten teilzunehmen hatte.

In den ersten Nachkriegswochen erlebten wir zweimal, wie unser Vater vom NKWD -GPU sagte man damals- zur Vernehmung abgeholt wurde. Beide Male kehrte er nach Hause zurück. Man hatte ihn zu seiner beruflichen Tätigkeit und zu seiner Arbeit in der NSDAP befragt. Da man ihn auch korrekt behandelt hatte, sah er keinen Grund zu irgendwelchem Argwohn.

Es muß im Juli oder August gewesen sein, als man ihn zum dritten Male holte. Es erschienen zwei Rotarmisten mit einem deutschen Hilfspolizisten, die ihn wieder ins Amtsgericht brachten.

Nach einigen Tagen sprach es sich in der Stadt herum, daß die im Amtsgericht Verhafteten abtransportiert würden. Meine Mutter begab sich dorthin, und nach stundenlangem Warten mußte sie erleben, wie sowjetische Militärlastwagen vorfuhren und wie die Verhafteten aufsteigen mußten. Das war das letzte Mal, daß sie ihren Mann sah. Von diesem Tag an erfuhren wir nichts mehr über unseren Vater.

Als 1948 Entlassungen aus den Internierungslagern erfolgten, brachte uns ein Mitgefangener die Nachricht vom Tode unseres Vaters in Ketschendorf. Erst im September 1997 erfuhr ich dank der Bemühungen des Kreismuseums Finsterwalde, daß er am 12. März 1946 in der Internierung verstorben ist.

Das Schicksal meines Vaters hatte für mich in den ersten Nachkriegsjahren etliche Diskriminierungen zu Folge. Eine Berufsausbildung, wie sie nach einem Abitur üblich ist, war für mich zunächst nicht möglich. Erst 1951 konnte ich im Alter von 26 Jahren an der Chemie-Ingenieurschule in Berlin ein Studium aufnehmen, das ich als Ingenieur abschloß.

Für meine Mutter hatte der Verlust des Ehegatten noch eine zusätzliche Härte: Sie erhielt keinen Pfennig Witwenrente.

den 04.09.1997

REIN, Lieselotte, geborene Kringel
geboren am 21.08.1924

Frau Lieselotte Rein geborene Kringel berichtet von ihrem Nachkriegsschicksal:

Nach Kriegsende arbeitete sie in der Seifenfabrik Thierack in Finsterwalde. Ende August kam ein deutscher Hilfspolizist in die Fabrik und holte sie -wie es hieß- zu einer kurzen Vernehmung.

Ohne jeglichen Argwohn ging sie mit, übergab unterwegs sogar noch ihre Strickjacke der Mutter. Ein Sommerkleid, Sommerschuhe, das war alles, was sie bei sich hatte.

So kam sie in den GPU-Keller in der Finsterwalder Forststraße 40. Hier kam es zu einem belanglosen Verhör, sie wurde nicht im mindesten eines Vergehens beschuldigt. L. Kringel glaubte, sie könne jetzt nach Hause gehen. Als ihr eine Namensliste vorgezeigt wurde und sie nach deren Sinn und Herkunft fragte, war der Kommentar erstaunlich offen: Man liebe zwar den Verrat, nicht aber den Verräter.

Etwa zehn Tage verblieb L. Kringel in der Forststraße 40. Aus dem Fenster des Raumes, in dem sie untergebracht war, konnte sie mitunter ihren Vater sehen, der hier ebenfalls festgehalten wurde.

Nach etwa zehn Tagen wurde ein Teil der Frauen und Männer in die Schäfersche Villa am Kurzen Damm gebracht, von wo es dann nach einigen Tagen per LKW unter strenger Bewachung von Rotarmisten nach Torgau ging. Hier kamen die Gefangenen in das Fort Zinna, die Frauen in einen extra Teil des Lagers. In Torgau lebten Verwandte der Familie Kringel, und so sickerte es zur Mutter nach Finsterwalde durch, daß sich Ehemann und Tochter in Torgau befanden.

Oft fuhr die Mutter nach Torgau, um die Angehörigen vielleicht zu sehen. Dieses gelang ihr nicht, jedoch die Tochter sah ein einziges Mal die Mutter aus weiter Ferne.

Nach etwa einem halben Jahr wurde ein Teil der Gefangenen innerhalb von Torgau in eine Kaserne umverlegt.

Tochter und Vater sahen sich in Torgau des öfteren, ohne aber in wirklichen Kontakt miteinander zu kommen.

Am Silvestertag des Jahres 1946 war es, als ein großer Transport von Torgau aus ins Ungewisse ging. Am 1. Januar 1947 sahen sich die Häftlinge, darunter wieder Vater und Tochter, auf dem Ettersberg von Weimar. Lange hatten sie noch in den kalten Viehwaggons auszuharren, bis sie dann in das Lager Buchenwald geführt wurden, begrüßt von der zynischen Torinschrift aus der KZ-Zeit "Jedem das Seine". Die Frauen wurden hier in einer Steinbaracke untergebracht. Sie waren durch eine gesonderte Umzäunung streng vom übrigen Teil des Lagers isoliert.

Frau Rein berichtet, die hygienischen Verhältnisse in diesem Lager seien zumindest für die Frauen einigermaßen zumutbar gewesen, so habe man sogar verhältnismäßig oft duschen können.

Durch eine Mitgefangene, die im Lazarett arbeitete, erfuhr die Tochter von der Erkrankung des Vaters. Immerhin wurde ihr der Wunsch erfüllt, den Vater im Lazarett besuchen zu dürfen.

Dieser Besuch sei recht niederschmetternd gewesen: Ein bewaffneter Rotarmist als Bewachung, der Vater im Lazarett ohne eigenes Bett, auf einem Flur die abgelegten Toten, über die man hinwegsteigen mußte . . .

Sehr unangenehm ist noch heute die Erinnerung an die täglichen Zählappelle. Diese konnten selbst bei grimmiger Kälte stundenlang dauern.

Die Atmosphäre unter den gefangenen Frauen sei im allgemeinen sehr kameradschaftlich gewesen.

Frau Rein berichtet, sie selbst habe keine eigene Decke gehabt, andere Frauen hätten ihre Decke mit ihr geteilt.

Worunter alle besonders litten, das waren die Verurteilung zum Nichtstun, das Fehlen einer geistigen Betätigungsmöglichkeit, die Ungewißheit über die eigene Zukunft, die Kälte und für viele der Hunger. Frau Rein ist der Meinung, daß ein später aufgetretenes Nierenleiden seine Ursache in diesen unwürdigen Lebensumständen hat.

Die Frauen führten bewußt einen Kampf gegen die geistige Leere, gegen das Verkümmern der geistigen Kräfte. So trug man sich gegenseitig Gedichte vor, man erzählte sich den Inhalt schöngestiger Literatur.

Die Frauen hätten es im allgemeinen besser verstanden als die Männer, sich sinnvoll zu beschäftigen.

Bedrückend sei auch die Tatsache gewesen, daß man die gesamte Zeit in Buchenwald nicht den geringsten Kontakt nach Hause hatte. Die Mutter in Finsterwalde wußte nichts über den Verbleib von Ehemann und Tochter.

1948 begannen die ersten Entlassungen aus Buchenwald. Im Juli 1948 war L. Kringel unter den ersten Entlassenen, die ihren Entlassungsschein, unterzeichnet vom Thüringer Landespolizeichef, erhielten. Die Entlassenen wurden nach Weimar gefahren und dort abgesetzt.

Es sei schlimm gewesen, mitanzusehen zu müssen, wieviele Menschen sich hier eingefunden hatten, weil sie glaubten, einen ihrer Angehörigen wiederzufinden. Die Enttäuschungen seien zahllos gewesen. Ähnliches habe sich dann auch auf dem heimatlichen Bahnhof in Finsterwalde abgespielt.

Die Mutter konnte nach Jahren der Ungewißheit auf dem Bahnhof von Finsterwalde endlich ihre Tochter in die Arme schließen. Auf den Vater mußte die Familie allerdings noch anderthalb Jahre warten.

Zunächst stieß L. Kringel auf Mißtrauen und hatte Schwierigkeiten, eine Arbeit zu finden. Ein Finsterwalder Rechtsanwalt stellte sie jedoch ein, bei ihm verbrachte sie auch den größten Teil ihres Berufslebens.

Trotz allem widerfahrenen Unrecht betont Frau Rein, daß sie in dieser Internierungshaft niemals von sowjetischen Soldaten oder Offizieren mißhandelt oder schikaniert worden sei.

Der wirkliche Grund für diese Internierungen habe sicherlich in einer Planzahl des Stalinschen NKWD gelegen. Eine vorgegebene Anzahl von Deutschen hätte einfach hinter Gitter gemußt. In diesem Sinne hätten sich auch NKWD-Offiziere geäußert.

Es erfüllt Frau Rein heute mit einer gewissen Genugtuung, daß ihr erlittenes Unrecht endlich als Unrecht anerkannt wurde. Daran hatte sie schon nicht mehr gewagt zu glauben.

den 05.11.1996

Anlage Kopie des Entlassungsscheins aus Buchenwald

RICHTER, Erich
geboren am 02.11.1930

Erich Richter stammt aus Kirchhain, er lebt auch heute in seiner Heimatstadt. 1945 war er Elektrikerlehrling.

Nach Kriegsende arbeitete er zeitweise in der sowjetischen Kommandantur in der Villa Schöne.

Sein Unglück begann damit, daß Jugendliche im Sommer 1945 Pistolen fanden. Eine davon wurde seine. Die Jugendlichen hantierten mit diesen Waffen und probierten sie auch aus.

Im Januar 1946 wurde E. Richter verhaftet. Erste Station war der GPU-Keller in der Kirchhainer Bahnhofstraße 9. Tag und Nacht gab es hier Verhöre. Nach einer Nacht im Finsterwalder Amtsgericht wurden die Verhafteten am 29. Januar auf LKWs ins Gerichtsgefängnis nach Cottbus verfrachtet. E. Richter kam in eine Einzelzelle, die bereits mit sechs Häftlingen belegt war. Die hygienischen Zustände, die Läuseplage erschienen unerträglich. Für die Notdurft diente allen ein Kübel.

Die Verhöre fanden in Cottbus nur nachts statt. Mißhandlungen waren hier das Übliche. Aus E. Richter wollte man mit Hilfe eines scharfkantigen Stahllineals ein Geständnis herausprügeln. Immer wieder die Frage: "Warum du Pistolen? Warum du ljugen?" Und das bis zum 7. März wöchentlich drei- bis viermal. Da empfand man es schon als Glück, wenn man in der Küche Kartoffeln schälen durfte. Sorte 1 für die Offiziere, Sorte 2 für die Wachmannschaften, Sorte 3 für die Häftlinge.

Eine Begebenheit berichtet E. Richter nicht ohne innere Erregung: Als er einmal Auftrag bekam, in einer Kammer Kleidung und persönliche Gegenstände zu sortieren, fand er den Verdacht bestätigt, daß Todesurteile sogar in Cottbus vollstreckt worden waren. Auch die letzten Habseligkeiten eines ehemaligen, zum Tode verurteilten Zellengefährten, Heinz Behrendt aus Lübbenau, fand er hier.

Am 10. März 1946 erfolgte E. Richters "gerichtliche" Verurteilung. Keine wirkliche Verhandlung, kein Verteidiger. Zwei Offiziere verlasen irgendetwas in russischer

Sprache, eine Dolmetscherin teilte ihm das Urteil mit: Zehn Jahre Arbeitserziehungslager.

Den 16jährigen, der bereits erlebt hatte, wie Mithäftlinge mit ihrem Todesurteil in die Zelle zurückgekehrt waren, konnte das nicht mehr sonderlich erschüttern. Als er dann sogar noch gefragt wurde, ob er noch einen besonderen Wunsch habe, konnte er nur noch lachen. Dieses Lachen beendete der anwesende Wachsoldat mit dem Gewehrkolben. So war aus dem 16jährigen ein "Feind der sowjetischen Besatzungsmacht" geworden.

Vom Cottbusser Bahnhof ging ein Transport mit weiteren 30 SMT-Verurteilten nach Altstrelitz. Unterwegs fand sich eine Möglichkeit, aus dem Zug einen Kassiber zu werfen, den die Eltern auch tatsächlich erhielten.

In Altstrelitz standen die Häftlinge drei Tage auf dem Bahnhof in ihrem Waggon, keine Verpflegung, für alle täglich ein Eimer Wasser. Im Lager schlief man auf kaltem Fußboden, erst später in selbst gebauten Doppelstockbetten.

Mit Messern, die Häftlinge durch alle "Filzungen" gerettet hatten, schnitzte man sich Schachfiguren, stellte man sich Skatkarten her.

Der Besitz dieser Messer wurde vom Wachpersonal entdeckt, und es kam, ausgerechnet am 1. Mai, zu einer schlimmen Prügelaktion.

Hier gab es auch eine Wasserzelle für besondere Bestrafungen.

Im September 1946 wurden ca. 2.000 SMT-Verurteilte auf LKWs und zusammengeschlossen, im Schneidersitz und von vier Soldaten auf jedem LKW bewacht, nach Sachsenhausen abtransportiert.

Als Empfang durfte hier sogar geduscht werden, und es gab eine ärztliche Untersuchung, die aber im wesentlichen nur ein "Arschbackenkneifen" war. Die Verpflegung war anfänglich halbwegs ausreichend, wurde dann aber mehr als halbiert. Entsprechend ging die Sterberate in die Höhe.

Man schlief dicht aneinandergedrängt. Wenn früh der Kamerad an der Seite nicht mehr erwachte, so war das keine Seltenheit. Das Leichenkommando hatte täglich seine Arbeit.

Die SMT-Verurteilten waren im Westlager der Zone 2 (Sonderlager) in Steinbaracken untergebracht. Die Fenster wurden zunächst mit weißer Farbe zugestrichen, später mit Blech vernagelt. Den blauen Himmel gab es nur noch von der Toilette her zu sehen.

Das Lager war in seinem Inneren mehrfach durch Elektrozäune abgeteilt.

Ab Mai 1947 gab es dann bescheidene Bewegungsmöglichkeiten innerhalb des Lagers, auch leichte Verbesserungen in der Verpflegung, auch 20 Zigaretten für 10 Tage.

Ende 1947 gab es sogar Zeitungen: Eine Illustrierte, Neues Deutschland, Tägliche Rundschau, Nationalzeitung. Letztere war es, die eine Zeitlang verklausulierte Grüße von den Angehörigen in die Lager übermittelte. Es war ein großer Tag für Erich Richter, als auch er einen solchen Gruß von den Eltern in der Zeitung fand.

Aus der Illustrierten erfuhr er vom Bau des Steinkohleschachts, etwa 2.000 Meter entfernt vom Elternhaus in Kirchhain.

Im Juni 1948 wurden Internierte entlassen. So kam es, daß auch SMT-Verurteilte Arbeit bekamen. E. Richter betont, daß er von da ab unglaubliches Glück hatte. Als

Elektriker wurde er fast überall gebraucht, hatte Zutritt zu Küche und Bäckerei, sogar zu den Offiziersunterkünften.

In vielem führte er kein typisches Häftlingsleben mehr.

Am 1. Dezember 1948 durfte er mit auf ein Kommando nach Fünfeichen, um im dortigen Lager die Elektroinstallation und die Telefonanlage, die dann wieder in Sachsenhausen gebraucht wurden, mit abzubauen.

Neben den materiellen Vergünstigungen kam man auch mit der Bevölkerung in Berührung, eine Frau bot sich an, eine Nachricht an die Eltern zu übermitteln. Dieser Kassiber war der letzte und kam auch bei den Eltern an.

1949 durfte er offiziell zwei Briefe schreiben und von den Eltern über die Adresse "Berlin N 4 Briefkasten 18/25(P)" Antwort empfangen.

Zur Wahrheit gehört auch das: Während sowjetische Offiziersfrauen den Häftlingen menschliche Gesten zeigten, waren es internierte deutsche Wehrmachtsoffiziere, die als Schließer alles daransetzten, ihren Mithäftlingen das Leben zusätzlich zur Hölle zu machen. Ausgerechnet sie waren es, die auch die jugendlichen SMT-Verurteilten als "Kriegsverbrecher" beschimpften. Einige von ihnen wurden später in Westdeutschland gerichtlich belangt.

Im Oktober 1949 fanden Aktenüberprüfungen statt. Die Häftlinge wurden befragt, und die Hoffnungen auf Entlassung stiegen enorm.

Es dauerte dann aber noch einige Monate, bis am 3. Februar 1950 für Erich Richter der Tag der Freiheit anbrach.

den 09.10.1996

Anlagen Kopien von Kassibern
 Zeitungsausschnitten und Fotos

Margareta SCHINDLER geb. Bludau
geboren am 24.02.1928

Margarete Schindler stammt aus dem Kreis Heilsberg in Ostpreußen.

Im zeitigen Frühjahr 1945, als sich die sowjetischen Truppen dem Heimatort näherten, ging die Familie wie fast alle auf die Flucht. In Westpreußen wurden die Flüchtenden von der Front überrollt, und man trat wieder den Weg in die Heimat an.

Auf diesem Rückweg geschah das Unglaubliche: Margarete Bludau, gerade erst siebzehn Jahre alt geworden, wurde am 13. März 1945 verhaftet. Genauso erging es vielen jüngeren und älteren Frauen, egal ob ledig oder verheiratet. Auch die Kusine von M. Bludau wurde verhaftet, ihr wurde sogar das Kind weggenommen und deren Mutter in die Hand gedrückt. Ohne jeglichen Grund wurden die Frauen auf der Straße aufgegriffen.

In einem Keller hatte man ein Schriftstück zu unterschreiben, dessen Inhalt man nicht lesen konnte, da es in russisch geschrieben war.

In mehrtägigen Fußmärschen, unter strenger Bewachung von Rotarmisten, wurden die Frauen und Mädchen, etwa 1500 an der Zahl, nach Graudenz gebracht. Übernachtet wurde auf diesem Marsch vor allem in Kirchen. In den Tagen von der Verhaftung an bis nach Graudenz waren die Frauen und Mädchen grausamster Willkür der Wachmannschaften ausgesetzt. Vergewaltigungen vor aller Öffentlichkeit, Vergewaltigungen in den Kirchen, Vergewaltigungen vor dem Altar. Kaum eine der Frauen sei diesen Tortouren entgangen.

Von Graudenz aus wurden die Frauen in vorbereiteten Viehwaggons in die Sowjetunion verfrachtet. Sie erlebten dort mehrere Lager in Westsibirien, unter anderem in Tscheljabinsk und in Kurgan. In Kurgan lebten sie in Erdbunkern. Die Schlafpritschen waren nicht etwa aus Brettern, sondern aus rohen Knüppeln. Nicht einmal Stroh oder ähnliches gab es als wärmende Unterlage. In Tscheljabinsk lebten sie immerhin schon in Holzbaracken und konnten auf Pritschen aus Brettern schlafen. Die hygienischen Bedingungen seien ebenfalls mehr als primitiv und menschenunwürdig gewesen. Eine wirkliche ärztliche Betreuung habe es nur in den ernstesten Fällen gegeben. Reihenuntersuchungen auf Geschlechtskrankheiten und Schwangerschaft seien sehr entwürdigend gewesen, weil die Wachoffiziere sich diese Untersuchungen zum Zeitvertreib mit ansehen durften.

Zur "ärztlichen Versorgung" gehörte auch das: Alle Frauen erhielten ins Rückgrat eine äußerst schmerzhaft Spritze, die für ein ganzes Jahr das Ausbleiben der monatlichen Regelblutung bewirkte. Unter den herrschenden hygienischen Umständen empfand man dies fast als Segen.

Zu arbeiten hatten die Frauen als Maurer auf dem Bau, als Holzfäller im Wald. Auch Schwerstarbeit auf den Kolchosfeldern hatten sie zu verrichten. Und das in der sibirischen Kälte in dürrtiger Bekleidung, im heißen sibirischen Sommer zum Teil in dicker Wattebekleidung.

Die dortigen Frauen zeigten sich teilweise sehr unfreundlich, sahen sie doch in den deutschen Frauen Konkurrentinnen, aus Eifersucht flogen mitunter Steine.

Zu den unangenehmen Erinnerungen gehören auch die sinnlosen stundenlangen Zählappelle in der sibirischen Kälte, nur weil einige aus den Wachmannschaften zu dumm zum Zählen gewesen seien.

Mehr als dürrtig war auch die Ernährung: Täglich 250 Gramm Brot und dünne Wassersuppen. Alle litten an Unterernährung. Die Folge waren geringe Abwehrkräfte des Organismus, Ruhr, Wassersucht, Infektionskrankheiten. Frau Schindler ist der Meinung, daß mindestens zwei Drittel der Frauen und Mädchen, die aus Graudenz abtransportiert worden waren, auf diese Weise in Sibirien den Tod fanden.

Fehlende und abgewetzte Bekleidung taten im sibirischen Winter ein Übriges. Einmal, als sich M. Bludau weigerte, mit zur Arbeit zu gehen, weil ihre Stiefel das wirklich nicht mehr hergaben, mußte sie zur Strafe eine Stunde lang barfuß im Schnee stehen.

Trotzdem betont Frau Schindler, daß es Übergriffe, Mißhandlungen oder gar Vergewaltigungen in diesen Lagern nicht gegeben hat.

An das Wachpersonal hat Frau Schindler auch positive Erinnerungen. Es gab Wachsoldaten, die von zu Hause Kleinigkeiten zum Essen mitbrachten. Und das, obwohl sie selbst kaum etwas zu essen hatten. Die nächtlichen Ausflüge der Frauen auf die Kolchosfelder, wo sie sich zusätzliche Nahrung organisierten, blieben dem Wachpersonal nicht verborgen. Verständnisvoll wurden sie aber "übersehen".

Frau Schindler sagt, daß sie keinen Haß gegen das Lagerpersonal und die Bewacher empfand und empfindet. Die ganze Frage nach Unrecht und Schuld beginne für sie auf keinen Fall etwa mit dem Tag ihrer Verhaftung. Die Ursachen für ihr erlittenes Unrecht liegen für sie tiefer, vor allem im Unrecht, das Deutsche anderen Völkern zugefügt haben.

Am 11. 11. 1947 wurde das Lager bei Tscheljabinsk aufgelöst. Ein Teil der Frauen wurde in ein anderes Lager nach Sibirien gebracht.

Besonders schlimm sei der Abschied von den Frauen gewesen, die einfach nicht mehr transportfähig waren und deshalb zum Sterben im Lager blieben.

Die entlassenen Frauen wollten zunächst noch gar nicht so recht an ihre Freiheit glauben. Erst als ihr Transport -wieder waren sie in Viehwaggons- am 20. 11. 1947 über die Wolga fuhr, begann man an die Heimkehr zu glauben.

Die offizielle Entlassung erfolgte dann in Frankfurt/Oder. Von hier aus konnte M. Bludau beim DRK einen Suchantrag nach den Eltern stellen, der auch sehr schnell Erfolg hatte. Aus einem Lager in Erfurt konnte sie dann endgültig zu ihren Angehörigen reisen, die inzwischen von Ostpreußen nach Werenzhain bzw. Trebbus bei Kirchhain umgesiedelt worden waren.

In Kirchhain fand M. Bludau bald Arbeit und Heimat, hier heiratete sie, hier zog sie mit ihrem Mann zwei Kinder auf. Sie und ihr Mann sind heute Rentner, verbringen ein angenehmes Leben und schauen auf ein erfülltes Familien- und Berufsleben zurück, auf Freunde und gute Kollegen, derer sie immer viele hatten.

Frau Schindler meint aber auch, daß es recht lange Zeit gebraucht hat, um von den Erlebnissen der Internierungshaft loszukommen. Als sie zum Beispiel nach ihrer Ankunft in Trebbus in der Badewanne saß und plötzlich im Hause russische Laute vernahm, sei sie aus Angst vor erneuter Verhaftung in einen Schreikrampf verfallen. Diese Angst habe sie sehr lange in qualvollen nächtlichen Träumen verfolgt. Oft sei sie aus dem Schlaf aufgeschreckt, das Kissen voller Tränen.

Lange war sie in ärztlicher Behandlung, um wieder zum normalen Menstruationszyklus zurückzufinden.

Besonders ihr Vater hatte das Leid um das Schicksal der Tochter nicht verwinden können. Selbst auf dem Sterbebett quälte ihn diese Angst.

M. Bludau wurde als Internierte, nicht etwa als Kriegsgefangene, aus sowjetischer Haft entlassen.

Im Gegensatz zu allen Internierten, die damals in die NKWD-Lager in der sowjetischen Besatzungszone geraten waren, erhält sie von der Bundesrepublik Deutschland keine Haftentschädigung, keine Anerkennung ihres Unrechts. Wortreich erklärt man ihr, im Einigungsvertrag sei solches nicht geklärt worden. Ihr Optimismus, doch noch eine bessere gesetzliche Regelung in dieser Angelegenheit zu erleben, ist nicht mehr sehr groß.

den 12.11.1996

Anlage Kopie des Entlassungsscheins aus der Internierung

SCHLEGEL, Hans
geb. 20.07.1929

Hans Schlegel lebte 1945 in Doberlug. Der Vater hatte hier 1937 Arbeit gefunden, nachdem ihn die Faschisten aus dem sächsischen Schuldienst entfernt hatten.

Als linker Sozialdemokrat war er den Nazis als Lehrer nicht tragbar. In seiner erzwungenen Freizeit beschäftigte er sich unter anderem auch mit dem Erlernen der russischen Sprache. Dieses Interesse übertrug er auf den Sohn.

Das Kriegsende erlebte H. Schlegel mit seiner Mutter in Doberlug. Er machte sich nach dem Zusammenbruch in der Doberluger Stadtverwaltung nützlich. Am 1. Oktober 1945 begann an der Finsterwalder Oberschule der Schulbetrieb, und Hans Schlegel konnte seinen Schulbesuch fortsetzen.

Für den 22. November 1945 wurde er mit etlichen Altersgefährten nach Kirchhain bestellt. Niemand ahnte Folgenschweres, als die Jugendlichen auf einen Hänger verladen und unter Bewachung von Rotarmisten mit einem Traktor nach Luckau gebracht wurden, in das dortige Zuchthaus.

Hier gab es ein einziges Verhör. Die Beschuldigung lautete auf Werwolf-Zugehörigkeit. Sie wurde aber im weiteren nicht wiederholt, man schien selbst nicht so recht daran zu glauben. Allerdings hatte auch die Berufung auf das linke Elternhaus und auf die eigene Betätigung im Sinne der neuen Zeit nichts genützt. Trotzdem ging sein Weg durch die weiteren Lager: Gerichtsgefängnis Cottbus, Jamlitz, Mühlberg, wo dann am 18. Juli 1948 die Entlassung erfolgte.

Sowohl in Luckau als auch in den weiteren Lagern widerfuhren H. Schlegel keine Mißhandlungen. Er erinnert sich aber sehr wohl mancher Schikanen, die von der deutschen Lagerselbstverwaltung, vor allem von internierten Wehrmachtsangehörigen, ausgingen.

Daß z.B. die tägliche Brotration von 600 Gramm zeitweilig drastisch gekürzt wurde, so meint H. Schlegel, habe seine Ursache auch in deutschen Forderungen gehabt. In damaligen Zeitungen von 1947 sei zu lesen gewesen, warum das "Ungeziefer" in diesen Lagern immer noch besser ernährt werde als die unbescholtene Bevölkerung.

H. Schlegel hatte zum Teil Glück, er durfte arbeiten. Ein ernstes Problem war für ihn die fehlende Möglichkeit echter geistiger Betätigung. Auch aus heutiger Sicht versteht er es nicht, daß von sowjetischer Seite nicht einmal der Versuch einer politischen Einflußnahme gemacht wurde.

Er selbst versuchte in seiner Situation, diesen Mangel auszugleichen, indem er sich an Mithäftlinge hielt, die ihm auf fremdsprachlichem Gebiet etwas vermitteln konnten.

Zu der gesamten Internierungsproblematik meint Prof. Schlegel, auch aus heutiger Sicht dürfe man nicht übersehen, daß es für die Errichtung dieser Lager durchaus eine Rechtsgrundlage durch Vereinbarungen der Alliierten für ganz Deutschland gegeben habe.

Für die Betroffenen sei es allerdings schlimm gewesen, daß berechnete Interessen der Alliierten mit der sowjetisch-stalinistisch geprägten "Tradition" zusammenfielen, mißliebige, kritische oder auch einfach "verdächtige" Personen in Speziallagern zu isolieren. So sei an eine Einzelfallprüfung eines Rechtsstaates nicht zu denken gewesen.

Damals sah er allerdings sein erlittenes Unrecht nur als "Betriebsunfall" der persönlichen Biographie an.

Prof. Schlegel meint, sein ganzes weiteres Leben habe keinen Platz und keine Zeit zum Hadern mit dem eigenen Schicksal gelassen.

Nach der Haftentlassung setzte er von 1948 bis 1950 den Schulbesuch in Kirchhain fort. Nach dem Abitur folgte ein Pädagogikstudium mit Abschluß als Lehrer für Russisch. Die berufliche Entwicklung vollzog sich zunächst an einer Erweiterten Oberschule, sodann als Lehrerbildner an einem Institut für Lehrerbildung sowie an der Pädagogischen Hochschule Potsdam. Dissertation, Habilitation, Dozentur und 1987 die Berufung zum Professor waren die weiteren Stationen eines erfolgreichen Berufslebens.

Nach der Wende wurde Hans Schlegel C4-Professor an der Universität Potsdam.

den 20. 10. 96

SCHULZE, Ernst
geb. am 06.08.1891

Ernst Schulze war Lehrer in Lugau.

Seine Tochter, Frau Annemarie Pilkenroth, heute im Alter von 78 Jahren, erinnert sich mit sehr großer Mühe an einige Einzelheiten:

Der Vater wurde nach Kriegsende von der sowjetischen Besatzungsmacht abgeholt. Seiner Tochter gelang es, nach der Verhaftung noch einmal mit ihrem Vater zu sprechen. Von seiner Schuldlosigkeit überzeugt, versprach er der Tochter: "Ich komme bald wieder." Frau Pilkenroth erinnert sich, daß sie in der Folgezeit einige Male in Finsterwalde Sachen für ihren Vater abgeben konnte, ohne ihn jedoch zu sehen. Als sich dann herumsprach, daß die Verhafteten in ein Lager nach Jamlitz gebracht worden seien, machte sich die junge Frau auf den Weg dorthin, sehr beschwerlich, teils per Bahn, weite Strecken auch zu Fuß. Dort angekommen, das Lager suchend, wurde sie von einem sowjetischen Offizier beobachtet und arg bedroht: Wer sich dem Lager zu sehr näherte, werde ebenfalls dort eingesperrt.

Ihr heutiger Kommentar dazu lautet: "Ich hatte doch keine Angst vor den Russen." Und tatsächlich gelang ihr das nahezu Unglaubliche. Durch den Lagerzaun konnte sie einem Häftling einige Kleinigkeiten sowie einige Zeilen für den Vater reichen. Der Wunsch, den Vater zu sehen, erfüllte sich nicht.

Etwas Überraschendes geschah später: Ein Eisenbahner vom Bahnhof Doberlug-Kirchhain überbrachte der Familie einen Zettel mit einem Lebenszeichen vom Vater. Besonders erstaunt war die Tochter, als sie durch diese Nachricht erfuhr, daß der Vater sie am Lagerzaun in Jamlitz gesehen hatte. Auf einem Transport, wahrscheinlich nach Buchenwald, hatte der Vater diesen Zettel in Doberlug-Kirchhain aus dem Zug geworfen.

Die Familie erhielt sodann noch einige Lebenszeichen durch inzwischen entlassene Mithäftlinge. Zunächst etwas Gutes, nämlich, daß er in der Lagerküche arbeite, später aber Beängstigendes, nämlich daß sein Gesundheitszustand durch Unterernährung äußerst schlecht sei.

Wahrscheinlich im Jahre 1949 erhielt der damalige Doberluger Pfarrer von einem Mithäftling die Nachricht, daß Ernst Schulze im Internierungslager Buchenwald verstorben sei.

Er bat die Tochter, Frau Pilkenroth, zu sich und teilte ihr die traurige Wahrheit mit. Bis heute können Frau Pilkenroth und ihre Familienangehörigen über die Gründe der Verhaftung nur Vermutungen anstellen. Man glaubt, daß es Denunziation durch Mitbürger gegeben hat, wahrscheinlich wegen Parteimitgliedschaft oder Zugehörigkeit zum Volkssturm.

den 15.09.1996

SMOLKA, Ernst
geboren am 31.12.1889 in Cottbus
SMOLKA, Heinrich
geboren am 08.10.1925 in Finsterwalde
PALLASCH, Adolf
geboren am 07.03.1894 in Oranienburg

Josef Smolka, wohnhaft in Finsterwalde, berichtet über drei Familienmitglieder, die Opfer Stalinscher Willkürmaßnahmen wurden:

Mein Vater, Ernst Smolka, war Steinsetzmeister in Finsterwalde. Er war u.a. an der Gestaltung des Finsterwalder Marktplatzes in seiner heutigen Form maßgeblich beteiligt, auch andere Straßen der Stadt sind sein Werk. Ich meine, daß mein Vater sein Handwerk mit Begeisterung und Perfektion ausübte.

Als die Nationalsozialisten während des zweiten Weltkrieges östliche Länder unterworfen hatten, wurden aus Finsterwalde etliche Polizeiangehörige in diese Länder abkommandiert. Um diese Lücke wieder auszugleichen, wurden einige Bürger von Finsterwalde, darunter mehrere Handwerksmeister, als Polizeireservisten verpflichtet.

Mein Vater versah diesen Dienst bis zum Zusammenbruch. Ich bin sicher, daß er sich nichts zuschulden kommen ließ, was man ihm später als Menschenrechtsverletzung hätte anlasten können. Es hat auch nach dem Krieg nie irgendwelche Anzeigen gegen ihn gegeben.

Und trotzdem kam der 28. 08. 1945. An diesem Tage wurde mein Vater mit Hilfe eines deutschen Hilfspolizisten vom sowjetischen NKWD abgeholt. Das geschah wenige Stunden vor meiner Heimkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

Zunächst wurde mein Vater beim NKWD in der Ackerstraße 13 festgehalten. Hier durfte ihn meine Mutter noch besuchen und ihm zu essen bringen. Er glaubte fest an seine unverzügliche Freilassung, da nichts gegen ihn vorlag. Trotzdem wurde er bald ins Zuchthaus Luckau überstellt, wo ihn unsere Mutter ebenfalls noch einige Male besuchen konnte. Auch hier war er noch völlig von einem baldigen guten Ausgang überzeugt. Eines Tages aber war er in Luckau für meine Mutter nicht mehr zu sprechen, und jeglicher Kontakt war abgebrochen.

Niemals hat unsere Familie auch nur das geringste über den Verbleib unseres Vaters erfahren, nichts über die Gründe seiner Verhaftung.

Von einem Mithäftling gab es später die Mitteilung, unser Vater sei in Jamlitz verstorben.

1981 erfuhren wir über einen Suchdienst der Bundesrepublik Deutschland, daß unser Vater am 28. 04. 1946 im Internierungslager Ketschendorf verstorben ist.

Mein Bruder, Heinrich Smolka, war Soldat im zweiten Weltkrieg. Gegen Ende des Krieges war er wegen angeblicher oder tatsächlich beabsichtigter Fahnenflucht verhaftet und eingesperrt. Das Kriegsende brachte ihm die Befreiung aus dieser Haft. Bereits im Mai 1945 war er wieder zu Hause. Er fand Arbeit in seinem Beruf und arbeitete bei Feintuch, bis er unerwartet am 02.11.1945 von der Arbeit weg verhaftet wurde. Auch für diese Verhaftung erfuhren wir nie die Gründe. Auch über den Aufenthalt meines Bruders gab es nie einen Hinweis.

1951 gab es eine RIAS-Meldung über den Tod meines Bruder in Bautzen. Diese Meldung wurde mir bei einer persönlichen Vorsprache beim Suchdienst in Berlin-Zehlendorf bestätigt.

Auch den Vater meiner Frau, Adolf Pallasch, traf genau dieses Schicksal.

Er war Malermeister in Berlin und wurde während des Krieges als ziviler Aufseher in die Haftanstalt Tegel dienstverpflichtet. Hier hatte er in einer Abteilung Lohnarbeiten der Häftlinge für die elektrotechnische Industrie zu beaufsichtigen. Am 28.6.1945 wurde er ohne Angabe von Gründen verhaftet. Er kam ins Lager Sachsenhausen, wo er bald verstarb. Das erfuhr die Familie meiner Frau durch entlassene Schicksalsgefährten.

den 08.01.1997

STREMPEL, Hans-Georg

geboren am 06.02.1931

Am 1. Oktober 1945 hatte im damaligen Kreis Luckau der Schulbetrieb wieder begonnen, und Hans-Georg Stempel besuchte als Vierzehnjähriger die Schule.

Am 02. 11. 1945 geriet er in eine Verhaftungsaktion des NKWD, der Hunderte von Jugendlichen im Kreis Luckau zum Opfer fielen. Sie alle wurden der Werwolf-Zugehörigkeit bezichtigt.

H.-G. Stempel wurde von einem deutschen Hilfspolizisten abgeholt. Zunächst wurde er in einem Keller in Sonnewalde festgehalten, dann ins Zuchthaus nach Luckau abtransportiert.

Dem Großvater des Jungen gelang es, in Sonnewalde mit einem NKWD-Offizier Kontakt aufzunehmen. Offenbar konnte er diesem klarmachen, daß es sich hier fast noch um ein Kind handelte, daß dieser Junge nicht zu den Werwolf-Verdächtigten gehören konnte.

Offensichtlich hatte sich der Offizier diesen Namen gemerkt. In Luckau wurde H.-G. Stempel noch einmal verhört und durfte nach Hause gehen. Er setzte sodann seinen Schulbesuch fort und trat eine Lehre an.

Durch einen Unglücksfall kam er am 7. März 1951 zu Tode.

den 20. 11. 1996

STREMPEL, Alexander
geboren am 4.12.1891

Frau Gertrud Stempel ist die Witwe von A. Stempel. Sie ist 95 Jahre alt und wohnt in Brenitz. Aus ihren Erinnerungen ergibt sich folgendes:

Alexander Stempel besaß vor dem zweiten Weltkrieg in Kirchhain ein Sägewerk, das er ausbaute und selbst betrieb. Die Familie lebte in Brenitz.

Sein Kriegsdienst im Range eines Hauptmannes dauerte nicht sehr lange, im Jahre 1941 wurde er vom Militär freigestellt, um seinen Kirchhainer Betrieb wieder leiten zu können.

Im April 1945 zog die Rote Armee in Brenitz und in die umliegenden Dörfer ein. Wenige Tage nach dem Einmarsch begannen bereits die Verhaftungen durch das NKWD. Man nimmt an, daß die Bürgermeister Namen vermeintlicher Faschisten angeben mußten. Ende April/Anfang Mai wurde Alexander Stempel verhaftet. Die Familie erfuhr, daß die Verhafteten in Sonnewalde in einem Keller festgehalten wurden. So machte sich die Ehefrau auf den Weg dorthin, um ihrem Mann etwas zu essen und Wäsche zu bringen. Von einem Wachsoldaten wurde sie aber mit großer Bestimmtheit abgewiesen.

Es gab in den kommenden Wochen, im Sommer 1945, ein einziges und letztes Lebenszeichen von Alexander Stempel. Aus Hoyerswerda bekam die Familie von einem Eisenbahner einen anonymen Brief. Dieser enthielt einen Kassiber, geschrieben vom Ehemann und Vater: "Sind verladen worden."

Im Sommer 1946 erfuhr die Familie von einem Mitgefangenen, der inzwischen aus sowjetischer Haft entlassen worden war, daß A. Stempel am 15.11.1945 in einem sowjetischen Gefangenenerlager an Lungenentzündung verstorben ist.

Aussagen eines weiteren heimgekehrten Mitgefangenen beinhalteten noch einen besonders tragischen Umstand: A. Stempel sei vorher bereits fest für die Entlassung vorgesehen gewesen. Als aber aus seinem Lager ein Transport mit SS-Leuten woanders hingehen sollte und für diesen Transport plötzlich die Personenzahl nicht stimmte, habe man ganz einfach diese Zahl mit Insassen der Baracke aufgefüllt, in der A. Stempel und andere Entlassungskandidaten untergebracht waren.

Frau Gertrud Stempel sagt zu der ganzen Tragik, sie habe zwei Weltkriege als bewußt denkender Mensch miterlebt. Sie habe in beiden Kriegen viele Angehörige, vor allem ihren achtzehnjährigen Sohn gegen Ende des zweiten Weltkrieges, und mehrere Vettern verloren. Sie fragt sich, ob denn Krieg, Gewalt und alles Unrecht gar kein Ende nehmen wollen. Im Moment, so scheint es ihr, bestehe wenig Grund zu Optimismus.

den 20.11.1996

VOGEL, Günther
geboren am 02.11.1928

Im Sommer 1943 beendete ich in Werenzhain die Volksschule. Danach begann ich meine Ausbildung bei der Deutschen Reichsbahn. Ich war Reichsbahn-Junghelfer, als wir 1944 zum Reichsarbeitsdienst geholt wurden. Die dortige Ausbildung war eindeutig militärisch, und so wurden wir anschließend direkt zur Wehrmacht eingezogen.

Als sechzehnjähriger Soldat erlebte ich die Rückzugsgefechte bei Landsberg an der Warthe mit aller Grausamkeit und allem Elend. Das Schlimmste, was einem jungen Menschen passieren konnte, waren für mich die Kämpfe bei Märkisch Buchholz: Tote und nochmals Tote! Auch der Kessel von Halbe blieb mir nicht erspart, hier wurden wir von der Militärführung verantwortungslos verheizt. Bei allem Unglück hatte ich aber das Glück zu überleben.

Ich geriet in sowjetische Gefangenschaft. Auf Grund einer tatsächlichen und einer vorgetäuschten Verwundung kam ich in ein Lazarett. Mit viel List und Tücke schaffte ich es während eines Verwundetentransportes, mich aus dem Staube zu machen. Ich gliederte mich z.B. als Enkelsohn von Flüchtlingen in einen Flüchtlingstreck ein und erreichte nach einigen Tagen das heimatliche Werenzhain. Wenige Meter vor dem Elternhaus wurde ich allerdings von Rotarmisten aufgegriffen, und sie transportierten mich in Richtung Kirchhain ab. Kurz vor dem Ortseingang gelang mir jedoch die Flucht, und ich konnte endlich zur Familie nach Hause.

So erlebte ich die ersten Nachkriegsmonate in Werenzhain, erfuhr auch von vielen Verhaftungen durch das sowjetische NKWD im Dorf. Es muß Ende August oder Anfang September 1945 gewesen sein, als es mich erwischte. Ich wurde von Rotarmisten abgeholt und zunächst in einer Arrestzelle auf dem Hof des Kirchhainer Rathauses, später in einer Garage der Villa Schöne festgesetzt. Von dort ging es in den sogenannten GPU-Keller Bahnhofstraße 9, ebenfalls in Kirchhain.

Hier erreichten die Verhöre ihre Höhepunkte. Zuckerbrot und Peitsche. Mal hatte man es mit dem menschlichsten Offizier zu tun, von dem es sogar Machorka zu rauchen gab, im nächsten Moment gab es harte Faustschläge ins Gesicht. Und immer wieder die Frage nach irgendwelchen Kontakten zu irgendwelchen Amerikanern. Es war diesen Leuten nicht beizubringen, daß ich bis dahin in meinem Leben noch nicht einen einzigen leibhaftigen Amerikaner gesehen hatte. Es blieb nicht bei Prügel und Mißhandlungen, was dann kam, waren echte Folterungen: Aus dem "Rukomoinik" in kurzen Abständen Wassertropfen auf den rasierten Kopf, auf einem Flaschenhals sitzen, bis dieser sich in den After bohrte. Man mag es auch bis heute nicht näher beschreiben. Diese Verhöre fanden nachts statt und waren schon allein deshalb doppelt zermürbend.

Ich möchte den jungen Menschen sehen, der in seiner Hoffnung auf Ruhe, in seinem Glauben, es müsse sich doch alles irgendwie klären, nicht jede Anschuldigung unterschrieben hätte. Man unterschreibt in dieser Situation alles, auch wenn man den Inhalt in der fremden Sprache nicht im geringsten lesen kann.

Eine weitere Station war für mich ein Keller im Schloß von Finsterwalde. Hier wurden die Verhöre fortgesetzt.

Im November 1945 landete ich dann in der NKWD-Zentrale im Gerichtsgefängnis von Cottbus. Aus unserer überbelegten Zelle, die zum Hof hin lag, mußten wir beobachten, wie vom SMT Verurteilte, mit Spaten ausgerüstet, zu ihrer Hinrichtung abtransportiert wurden.

Immerhin hatte ich in Cottbus keine Verhöre mehr zu überstehen. Die Verhöre und meine Unterschrift in Kirchhain hatten dem NKWD gereicht. Im Mai 1946 wurde ich als amerikanischer Spion vom SMT zum Tode verurteilt. Ich war noch keine 18 Jahre alt. Einige Woche später wurde ich zu 15 Jahren Zwangsarbeit in Sibirien begnadigt.

Zwischenstationen waren dann die Festung Torgau und das Zuchthaus Bautzen. Im Februar 1947 ging es dann auf einen Transport nach Nowosibirsk. Ein Viertel des Transportes -bei vorsichtiger Schätzung- überlebte diesen Transport nicht. Die Arbeit im Bergwerk war hart, hatte aber auch im Vergleich zu bisher ihre Vorteile. Im weiteren waren es in den einzelnen Lagern schlimme Epidemien, die die Menschen hinwegrafften.

1950 ging es dann nach Stalingrad zur Arbeit am Wolga-Don-Kanal. 1953 kam ich in ein Lager nach Swerdlowsk im Ural.

Nur wenige Beispiele für das, was ich in all den Jahren erlebt habe, sollen hier angedeutet sein: So ereignete es sich in Swerdlowsk, daß deutsche Gefangene einen der Ihren erhängten, weil sich dieser als Denunziant bei der sowjetischen Lagerverwaltung erwiesen hatte. Einen anderen ereilte fast das gleiche Schicksal, er wurde mit einer Axt kaltblütig enthauptet. Die Mörder bekannten sich zu ihrer Tat, wurden aber von der sowjetische Seite für damalige Maßstäbe alles andere als drakonisch bestraft.

Als mich einmal ein russischer Vorarbeiter als SS-Banditen beschimpfte und er trotz mehrfacher Warnung dies nicht unterließ, setzte ich mich sehr handgreiflich zu Wehr. Dafür wurde ich zwar bestraft, muß aber bei dessen Vorgesetzten doch gewisse Sympathien gehabt haben, denn die Bestrafung war im Rahmen des Üblichen nicht gar zu streng.

Nicht vergessen kann ich bis heute Stalins Todestag im Jahre 1953. Ich finde keine Erklärung für die Nervosität, die damals bei den Wachmannschaften des Lagers um sich griff. War es Angst, Unsicherheit, ohne den "großen Stalin" leben zu müssen?

Tatsache aber ist, daß diese Todesnachricht die Soldaten dazu brachte, sinnlos auf unsere Baracken und auf eine Marschkolonne von deutschen Gefangenen zu schießen. Dabei gab es sieben Tote unter uns. Ich glaube kaum, daß die Soldaten dazu einen Befehl hatten.

Schlimm waren die Prügelszenen, wenn Gefangene den verzweifelten Versuch gewagt hatten, in die Freiheit zu entkommen.

Es gab auch ein sehr tragisches Ende einer wirklichen Liebesbeziehung. Der deutsche Leiter der Lagerselbstverwaltung und eine sowjetische Ärztin -ihr Mann war NKWD-Chef- sahen keine andere Möglichkeit, ihre verbotene Liebe zu beenden, als "freiwillig" gemeinsam in den Tod zu gehen. Ihr gelang der Selbstmord, er überlebte.

Es gab auch eine Zeit, in der ich weitgehend für die Brotversorgung des Lagers verantwortlich war. Ich genoß diese Freiheit, zumal mir ein Rotarmist unterstellt war, der in jeder Beziehung auf mich angewiesen war. So war die Beschaffung von Wodka für mich kein Problem, der Handel damit im Lager hatte nicht nur für mich seine Vorteile.

Das Wichtigste aber waren in dieser Zeit Kontakte mit der dortigen Zivilbevölkerung. Menschen, die wahrhaftig Böses durch Deutsche erfahren hatten, ließen uns nicht im mindesten Haß oder Rache fühlen. Sie gaben uns zu erkennen, daß sie in uns keineswegs die Schuldigen für ihr erlittenes Leid sahen. Ihr Mitgefühl zu uns war unverkennbar.

Nach dem Besuch Adenauers in Moskau im Jahre 1955 erfolgte auch meine Begnadigung. Im Dezember dieses Jahres sah ich mich dann im Fürstenwalder Entlassungslager, so daß ich im Februar 1956 endlich wieder bei meinen Eltern in Werenzhain ankam. Erst Jahre nach der Wende erfuhr ich, daß man für uns, die Heimkehrer aus der Sowjetunion, in Fürstenwalde eine Stasi-Akte angelegt hatte, für mich mit dem Datum vom 16.12.1955. So also wurden wir mit krankhaftem Mißtrauen begrüßt.

Das Leben in der DDR gestaltete sich für mich sehr enttäuschend. Die Gefangenschaft in der Sowjetunion brachte mir viel Mißtrauen und Diskriminierung ein. Nicht einmal einen Personalausweis erhielt ich. Ich hatte mich mit einem Ersatzdokument zu begnügen. Als ich 1961 dann endlich einen richtigen Personalausweis erhielt, nutzte ich ihn sogleich für die Fahrt nach Westberlin bzw. nach Westdeutschland. Ich hatte inzwischen geheiratet, und meine Frau folgte mir sehr bald, kurz vor dem Mauerbau.

Das Leben in Westdeutschland war anfänglich alles andere als ein Zuckerschlecken. Um Boden unter den Füßen zu gewinnen, mußte ich zunächst jede sich bietende Arbeit annehmen. Erst später konnte ich eine gute Laufbahn bei der Bundesbahn einschlagen. Hier engagierte ich mich bei der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands, auch wurde ich Betriebsratsvorsitzender.

Meine gewerkschaftliche Betätigung hatte zur Folge, daß ich im Jahre 1975 als Mitglied einer Delegation in die Sowjetunion reisen konnte. Diese Reise trat ich durchaus mit gemischten Gefühlen an. Meine Erlebnisse und Erfahrungen auf dieser Reise bestätigten aber genau das, was ich während meiner Gefangenschaft von russischen Menschen erfahren hatte: Herzlichkeit, Gastfreundschaft, den Willen, Krieg und Gewalt für die Zukunft gemeinsam auszuschließen.

Diese guten Eindrücke waren für mich der Grund für weitere private Urlaubsreisen in die Sowjetunion.

den 15.04.1997

Günther Vogel
Eickelboomstraße 9
46487 Wesel

WEILAND, Kurt
geboren am 28.01.1897

Die Tochter von K. Weiland, Frau Gabriele Walther, berichtet folgendes über ihren Vater:

Kurt Weiland stammte aus einer Kirchhainer Gerberfamilie. So erlernte auch er den Beruf eines Gerbers. Später übernahm er als Kaufmann eine Fellhandlung.

Als junger Mann erlebte er den ersten Weltkrieg, der ihm eine schwere Kriegsverletzung zufügte.

Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten erschien es der Familie im Sinne des Geschäfts, daß ein Familienmitglied in die NSDAP eintreten solle. Dies tat K. Weiland vor Beginn des zweiten Weltkrieges. Zur Weltanschauung des Faschismus und zu seinen Zielen hatte er keine inneren Beziehungen. Selbst das Einkassieren von Parteibeiträgen war ihm zuwider, hielt es ihn doch nur von sinnvoller Arbeit ab. Die Tochter nahm ihm diese lästige Pflicht bisweilen ab.

Wegen seiner Kriegsverletzung aus dem ersten Weltkrieg blieb ihm die Einberufung in den zweiten Weltkrieg erspart.

Sein Lebensinhalt sei sein Geschäft mit einer kleinen Landwirtschaft gewesen. In allem Geschäftlichen und Privaten sei er ein preußisch-korrektur Charakter gewesen.

Nach Kriegsende 1945 versuchte er, sein Geschäft weiter zu betreiben.

Ende Juni 1945 wurde er unerwartet vom sowjetischen NKWD verhaftet. Alle glaubten, nach einigen Tagen sei alles wieder vorbei. Seine Tochter konnte noch einige Male Kontakt zu ihm aufnehmen, indem sie sich als Reinigungsfrau ausgab und so den Keller eines Hauses Am Hagwall betreten durfte, wo die inhaftierten Männer untergebracht waren. Mehrmals konnte sie dem Vater Zettel zuschieben, einmal wurde ihr sogar vom Wachposten ein kurzes Gespräch mit ihm erlaubt. Der Posten versprach die baldige Heimkehr des Vaters.

Eines Tages aber mußte die Tochter aus ihrem Fenster zusehen, wie die Verhafteten zum Kirchhainer Rathaus geführt und von dort abtransportiert wurden.

Die Familie erhielt in den folgenden Jahren zwei Lebenszeichen vom Vater. Einmal erfuhr sie über die Familie Weiß, daß der Vater in Jamlitz war. Ein zweites Lebenszeichen brachten NKWD-Offiziere im Jahre 1947 aus Buchenwald. Sie legten einen Zettel mit der unverkennbaren Schrift des Vaters vor: "Lebe, gebt ihnen Leder, vielleicht komme ich nach Hause."

Das Leder konnte die Familie bei Kirchhainer Gerbern besorgen, die Entlassung bewirkte es nicht. Immerhin aber wurden die Lebensbedingungen für den Vater in Buchenwald danach etwas besser.

Im Juni 1948 stand K. Weiland, für die Familie völlig unerwartet, vor der Tür. Ohne Haare, gekennzeichnet von Leid und Krankheit, völlig unterernährt, ohne Zähne.

Frau Walther berichtet, der Vater sei psychisch ein gebrochener Mensch gewesen. Völlig verstört, in jeder Situation schreckhaft und verängstigt. Aus Angst vor allen Mitmenschen habe er sich regelrecht verkrochen. Seitdem habe er auch ein schweres Herzleiden gehabt.

Hinzu sei gekommen, daß man ihm sein Gewerbe habe wegnehmen wollen und daß ihm das Finanzamt für die Jahre der Internierung eine massive Steuerhinterziehung anhängte. Unter Aufbietung aller Kräfte gelang es der Familie, eine hohe Summe aufzubringen.

Nur sehr mühsam fand K. Weiland wieder in das normale Leben zurück, ohne aber innerlich wirklich von dem erlittenen Unrecht freizukommen. Weder mit der eigenen Ehefrau noch mit den erwachsenen Kindern sprach er auch nur ein Wort über die Erlebnisse seiner Haft. Einzig und allein mit einem der Schwiegersöhne, einem Arzt, der seinerseits die Hölle von Bad Kreuznach erlebt hatte, sprach er über seinen Leidensweg.

Im Jahre 1973 erlag Kurt Weiland einem Herzinfarkt.

den 21.11.1996

Anlage K. Weilands Entlassungsschein aus Buchenwald in Kopie

WESNIGK, Bernhard
geb. am 22.03.1900

Gerhard Wesnigk aus Finsterwalde berichtet über die Verhaftung seines Vaters:

Mein Vater war in Finsterwalde-Süd ein kleiner Landwirt. 1948 ergab sich für die Bauern der Umgebung die Möglichkeit, vom Finsterwalder Flugplatz -dieser war von der Roten Armee besetzt- von einem dort aufgeschütteten Erdhaufen gute Muttererde abzufahren. Mein Vater entdeckte bei dieser Gelegenheit ein Elektrokabel, das er mit einer Axt abtrennte und mitnahm.

Das hatte zur Folge, daß er bald vom NKWD ins Finsterwalder Amtsgericht geholt wurde, wo man ihn längere Zeit verhörte. Der Vorwurf lautete: Unterbrechung der Stromversorgung für die Flugplatzbeleuchtung, also Sabotage an der sowjetischen Besatzungsmacht.

Das schien zunächst glimpflich abzugehen, nach einiger Zeit war mein Vater wieder zu Hause. Aber nur vier Wochen erfreute er sich seiner Freiheit, es kam erneut zur Verhaftung.

Bald erfuhren wir dann von der Stadt Finsterwalde, daß unser Haus enteignet sei, wir bekamen einen Mietvertrag und hatten im eigenen Hause Miete zu zahlen.

Es rückten Sowjetsoldaten an, die unser Vieh mitnahmen. Auch die Nähmaschine, die der Dolmetscherin außerordentlich gut gefiel, galt dann als enteignet und wurde mitgenommen.

Erst 1950 erhielten wir ein erstes briefliches Lebenszeichen von unserem Vater aus Sachsenhausen. Ein Sowjetisches Militärtribunal in Werder/Havel hatte ihn zu zehn Jahren Haft und Vermögenseinzug verurteilt.

Die Zeit von 1948 bis 1952 saß er in Sachsenhausen ab, von 1952 bis 1954 in Luckau. Hier durften wir ihn wiederholt besuchen.

Wie es zu der zweiten Verhaftung mit anschließender Verurteilung gekommen war, wissen wir bis heute nicht. Mein Vater war der Meinung, daß Denunziation von Nachbarn im Spiel gewesen sein muß. Wahrscheinlich unter dem Vorwand, daß er NSDAP-Mitglied war und auf unserem kleinen Bauernhof polnische Fremdarbeiter arbeiten mußten. Von diesen Fremdarbeitern hatte sich allerdings keiner bei Kriegsende über die Behandlung durch meinen Vater beschwert.

1954 gab es eine Amnestie, und mein Vater kam aus der Haft frei. Gesundheitlich war er recht angeschlagen. Er arbeitete dann wieder bei der Reichsbahn als Zugführer. 1957 verstarb er .

Das enteignete Haus konnte unsere Familie zu DDR-Zeiten zurückkaufen, zu einem Preis, den wir nur mit Mühe aufbrachten. Heute ist die Bundesrepublik Deutschland bereit, uns den Grund und Boden gegen einen Preis, der für uns sehr hoch ist, zu verkaufen. In einer Zeit, in der ganze DDR-Betriebe für eine einzige D-Mark an westliche Käufer verschleudert wurden, ist uns das mehr als unverständlich.

den 08.07.1997

G. Wesnigk

BECK, Franz
geboren am 12. 05. 1928

Frau Charlotte Beck, die Ehefrau, berichtet über ihren Mann folgendes:

Franz Beck stammte aus Schlesien. Bei Kriegsende wurden er und viele seiner Altersgefährten buchstäblich von der Straße weggefangen, in ein Lager gebracht und schon nach kurzer Zeit auf einen Transport direkt in den Kaukasus geschickt. Dieser Transport habe fast drei Wochen gedauert, zu essen und zu trinken habe es sehr wenig gegeben. Von Mißhandlungen oder sonstigen Schikanen habe ihr Mann nie erzählt. Arbeiten mußten die jungen Leute in einem Bergwerk. Die Verpflegung sei verhältnismäßig angemessen gewesen, die sonstige Behandlung korrekt. Eine Beinverletzung, die er sich bei der Arbeit zuzog, konnte nicht ordentlich zu Ende behandelt werden, da die dortigen Ärzte einfach nicht die notwendigen Mittel hatten. Auf keinen Fall habe es am schlechten Willen der Ärzte gelegen.

In diesem Bergwerk arbeiteten auch Gefangene aller sowjetischen Nationalitäten. Im Prinzip hatten die Nationalitäten keine Probleme miteinander. Reibereien gab es allerdings in der Normenfrage. Die deutschen Gefangenen, bemüht, ihr Los zu verbessern, wollten die Arbeitsnormen erfüllen und übererfüllen. Bei den anderen fand dieses Bestreben alles andere als Verständnis, und entsprechend waren die gegenseitigen Beschimpfungen.

Später dann, in einem Lager in der Ukraine, in Saporoshje, sei alles wesentlich schlechter gewesen. Die Behandlung und die Verpflegung. Allerdings sei es der einheimischen Bevölkerung keineswegs besser ergangen. Man hatte nach dem Kriege nichts. Hier habe es viele Sterbefälle gegeben.

Drei Tage vor der Entlassung durfte F. Beck seinen ersten Brief von der Mutter aus Luckau empfangen.

Im Juli 1948 traf er im hessischen Friedland ein, ging von dort in die Gegend von Luckau, fand Arbeit auf dem Finsterwalder Flugplatz und lernte hier seine Frau kennen. Die Familie lebte sodann in Sorno. Arbeit gab es später in der "Schraube" und in der Braunkohle. 1972 wurde F. Beck Invalidenrentner und verstarb 1994.

den 25. 10. 1996